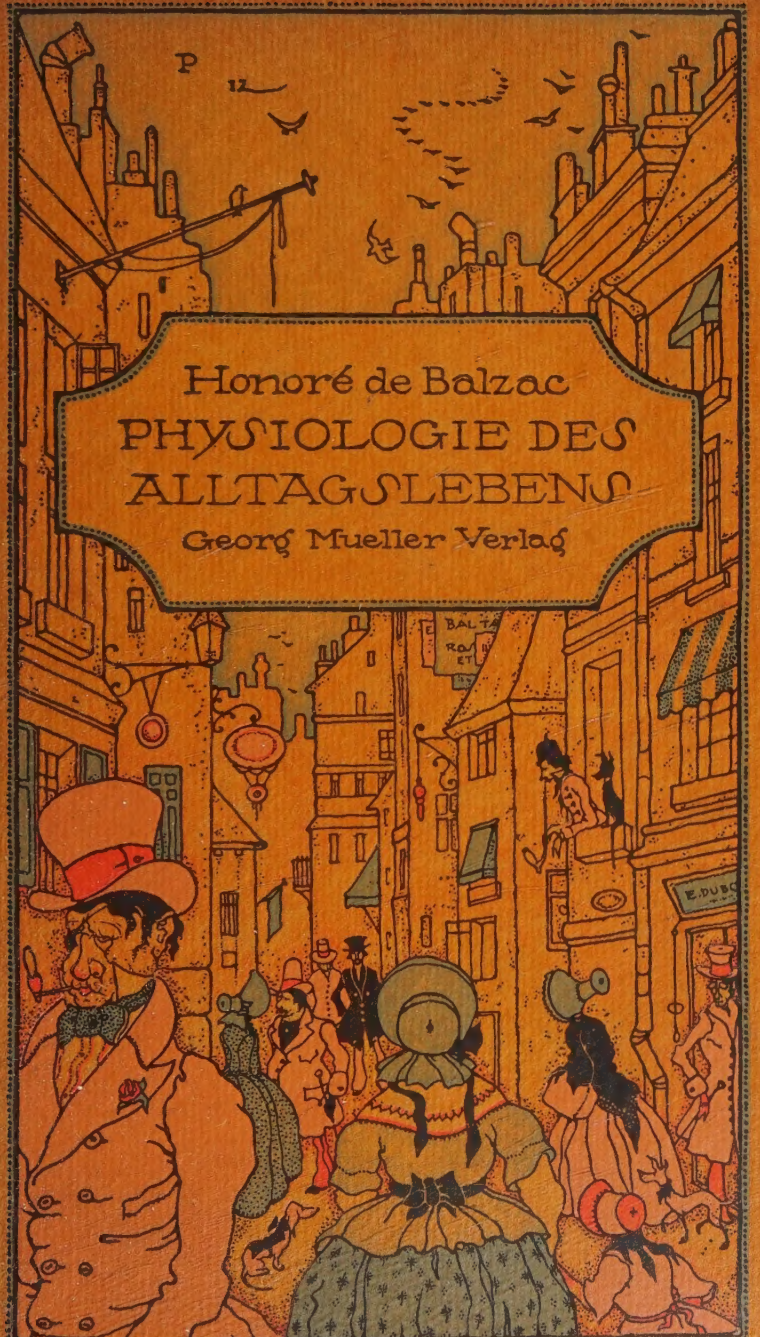

P 12
Honoré de Balzac
PHYSIOLOGIE DES ALLTAGSLEBENS
Georg Mueller Verlag

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/physiologiedesal0000hono

PHYSIOLOGIE DES ALLTAGSLEBENS
ZWEITE AUFLAGE

# PHYSIOLOGIE DES ALLTAGSLEBENS

UNVERÖFFENTLICHTE AUFSÄTZE

VON

## HONORÉ DE BALZAC

*EINGELEITET UND HERAUSGEGEBEN*

VON

## W. FRED

MIT LICHTDRUCKEN UND
STRICHÄTZUNGEN NACH DEN ORIGINALEN
VON DAUMIER, MONNIER U. A.

MÜNCHEN 1912 BEI GEORG MÜLLER

# EINLEITENDE NOTIZ / MONOGRAPHIE DES RENTIERS / PHYSIOLOGIE DES BEAMTEN / ABHANDLUNG ÜBER MODERNE REIZMITTEL / DIE KUNST, SEINE KRAWATTE ZU BINDEN

# EINLEITENDE NOTIZ

„PHYSIOLOGIE des eleganten Lebens“ ist der *erste* Band dieser Sammlung unveröffentlichter Aufsätze Balzacs von mir genannt worden, so wie Balzac selbst die eine Abhandlung, die er für irgendeine längst vergessene Zeitschrift geschrieben hatte, betitelt hat. Sie war eine jener vielen Arbeiten, die Balzac für die Stunde und den Tag geschrieben hat, und in denen er ein System, ein Schema eines Lebensausschnittes zu geben sich anschickte. Ein Teil jener grossen schematischen Darstellung des Lebens, die dieser grosse Dichter vorgehabt hat, dem es immer ein Ziel war, schematisch, vollständig, enzyklopädisch zu sein, und von dem es doch keine einzige Zeile gibt, die in einem tieferen Verstande schematisch, langweilig ist.

Man hat unter den Aufsätzen Axiome gefunden. Man hat unter diesen Aufsätzen Beweise und praktische Anweisungen gefunden, man hat unter diesen Aufsätzen, wenn man sie aufmerksam genug gelesen hat, Wahrheiten gefunden, die heute noch ebenso Wahrheiten sind, wie vor Jahrzehnten, im Gegensatz zu jenen andern Wahrheiten, die am nächsten Morgen Lügen sind, und ins Wesen dieser Literatur eindringend, hat Stefan Zweig die Sammlung als Balzacs „Codices vom eleganten Leben“ gerühmt.

Dieser zweite Band nun enthält gleichfalls Aufsätze, die Balzac das eine Mal für La Mode oder La Carricature, das andere Mal für irgendeinen journalistisch-aktuellen Sammelband geschrieben hat, und sie handeln wiederum sozusagen von banalen, von gleichgültigen Dingen, vom *Alltag*. Wiederum der eine von den Dingen der Mode, der andere von den Gebräuchen jener „fashionablen" Menschen, die nicht immer zu der geistigen oder seelischen Elite gehören, und die der Snob verachtet. Und indes er verachtet, spricht er sich selbst sein Urteil, denn er gehört zu ihnen. Man mag in diesem Buche Teile aus einer kleinen Schrift über „Die Kunst, Krawatten zu binden" lesen, und man mag in diesem Buche dann eine „Monographie des Rentiers" finden, wie einen Beitrag zur „Physiologie des Beamten" und eine „Theorie über moderne Reizmittel".

Das scheint eine sonderbare Zusammenstellung, und dennoch glaube ich, ist der Titel „Physiologie des Alltagslebens" gerechtfertigt. Es handelt sich wirklich immer um Dinge des Alltagslebens, wie es damals war, heute noch ist und morgen sein wird; im Wesen nämlich: denn Balzac hat das Ewige dieser Menschlichkeiten hervorgespürt und drückt es bald aphoristisch, bald logisch deduzierend, immer plastisch aus. Spricht er davon, wie so ein Rentner ist, wie der sich am Morgen erhebt, um seinen langen Tag totzuschlagen, wie er es an-

gefangen hat, um sein Ideal, nämlich dieses Rentnerleben voll Langweile, zu erreichen, spricht er davon, wie ein Beamter es fertig bringt, Seiten mit wichtigen Nichtigkeiten vollzukritzeln, was das dem Staat kostet und was es dem Staate einbringt; spricht er davon, wie man den Kaffee zu bereiten hat, nicht nur, dass er einem schmeckt, sondern damit der Reiz, die stimulierende Kraft auf unser Nervensystem möglichst lange anhält, spricht er davon, wie man seine Krawatte zu binden hat, aus welchem Gewebe sie sein soll und welchen psychischen Charakter so eine Äusserlichkeit ausdrückt, — überall bemerkt man, dass die Stoffe Banalitäten sind, die Art der Behandlung aber jenes sonderliche Gemisch von tiefer Anteilnahme und Ironie, das schon als Ton des ersten Bandes zu bemerken Gelegenheit war. Dies Gemisch von Ironie und Anteilnahme ist vielleicht das Schönste, jedenfalls das Einprägsamste an dem Balzacschen Stile dieser Bücher. Selbst der Spott und Hohn, der da und dort zutage tritt, ist Liebe zu den ironisierten Typen, den ironisierten Zuständen. Gewiss, sentimental, empfindsam ist Balzac seinen Gestalten gegenüber nicht. Seine Beziehung zu ihnen ist manchmal die des Botanikers zu den Pflanzen im Herbarium, des Zoologen zu den aufgespiessten Käfern. Ja, man kann schon manchmal an Vivisektion denken, so scharf ist das Messer der Dialektik, so nahe rückt der Betrachter seinen Subjekten als Objekten an

den Leib. Nur — die Untersuchung mag noch so scharf sein, sie tötet nicht. Unter Balzacs Feder wachsen die Figuren in eine Wirklichkeit, die grösser, stärker ist als jene, die sie hatten, bevor er Lupe und Mikroskop nahm. Und darum glauben wir, Kinder eines späteren Jahrhunderts, in Leuten, denen wir auf der Strasse begegnen, die Modelle zu erkennen, die er vor Augen gehabt hat. Das Büro, das er schildert, scheint das, in dem wir uns gestern den Pass geholt haben, unser Sektassessor ist ein Enkel des Ministerneffen, dem Balzac lächelnd die Hand geschüttelt hat, indes er ihn für die Sektion vormerkte. Die Anteilnahme, die der Balzacschen Kleinkunst, wie wir sie hier vor uns haben, Leuchtkraft gibt, ist die Anteilnahme eines Dichters, dem nichts im Leben gleichgültig ist, sowie es in die Sphäre seiner Spiegelung gerät. Balzac kümmert sich um diese Dinge, Beamte, Rentiers, Tabak und Krawatten, weil er über sie schreiben will. Er hat vielleicht vorher noch nie darüber nachgedacht, wann die Leute angefangen haben, Krawatten zu tragen, wenn er wahrscheinlich auch früher schon darüber nachgedacht hat, wie der Kaffee auf seine Nerven wirkt, wenn er arbeiten will. Aber in dem Augenblick, wo er anfängt, darüber zu schreiben, ob nun der Anstoss die Aufforderung einer Redaktion — heute würde man sagen, der telephonische Anruf eines Zeitungsverlages — ist oder irgendein anderer zufälliger Grund, — von diesem Augen-

blick an gehört seine ganze Seele diesen Menschen oder Dingen.

Man lese einmal in seinen Briefen an Madame de Hanska nach, wie er schreibt, wie er Korrekturen liest, und man wird wiederum finden, dass durch allen Hass und alle Ironie, mit der er sich selbst, seinen „Schriftstellereibetrieb“ — um ein neues Wort aufzunehmen — verspottet, jener Eifer, jenes Fieber sozusagen durchschlägt, das ihn befällt von dem Augenblicke an, wo ein belangloses Thema plötzlich Materie, Stoff, Anlass zu seinen Gedanken und Gefühlen, Bemerkungen geworden ist.

Er hat eine sonderbare Methode. Er fängt historisch an, macht lange Einleitungen, wird dann ungeduldig und bricht ab. Das scheint wie Nachlässigkeit eines Vielschreibers. Hat man aber erst eine Reihe dieser Aufsätze gelesen, so merkt man, dass es doch nicht so ist. Er könnte sich ja seine Einleitungen schenken, wenn es ihm nur um das Füllen von ein paar Seiten, das Einstreichen eines Honorars zu tun wäre. Dieser Mann hat es ja wahrhaftig nicht notwendig gehabt, Zettelkasten auszuräumen, um den Platz zu füllen. Er könnte sicher sein, auch ohne historische Hinweise, auch ohne Erzählen von Anekdoten sein Kapitel fertigzubringen. Es fällt ihm ja wahrhaftig genug ein, und wenn es einmal so aussieht, als hätte er keine eigene Beziehung zu einem Stoff, so fällt ihm eine

sonderbare Gruppierung von Worten ein, seine Sätze werden zu Pointen, zu Bitterkeiten, zu Witzen, zu Spötteleien, zu Wehmut, zu Schmerz, ohne dass er mühselig darum ringen muss. Weil ihm eben das Schreiben die Lebensform ist.

Dennoch aber lässt er sich nicht abhalten, historisch zu werden, fast philologisch. Er erzählt, wie das mit der Seide ist, aus der man dann melancholisch wirkende Halstücher macht, er erzählt, wie das mit dem Kaffee ist, vom Ursprung, von den Zeiten der ersten Verwendung oder von den Persönlichkeiten, die auf die oder jene Mode Einfluss gehabt haben. Man merkt den Reflex der Lektüre anderer Bücher oder manches Weges in die Bibliothek, die damals noch keine Bibliothèque nationale, sondern eine Bibliothèque royale war. Aber wie oft er das auch tut, immer kommt ihm der Spott dazwischen. Jener Spott über sich selber, der dann manchmal zu einem Spott über die Gegenstände wird, an denen er doch tiefen Anteil nimmt. Natürlich ist der Rentier, den er schildert, lächerlich, weil er gesehen ist mit den scharfen Augen Balzacs, die Distanz des Dichters vor seiner Figur diese grotesk erscheinen lässt. Aber derselbe Rentier ist auch durch Balzac ein Mensch, den wir als Bruder fühlen mit all seinen grotesken und schrullenhaften Eigenschaften, weil er gesehen und geschildert ist von Balzac, dessen Herzschlag den Rhythmus seiner Darstellungen schafft. Auch der

Beamte, dessen Monographie Balzac in diesem Bande gibt, ist ja eigentlich ein kläglicher und armer Mensch. Im Grunde genommen hat Balzac eine furchtbare Wut auf ihn. Die Wut gegen die Bureaukratie, die Wut gegen die Kleinlichkeit, wahrscheinlich auch oft die Erinnerung — bewusste oder latente Erinnerung — an Begegnungen mit hochmütigen, mit törichten Beamten, mit denen er sich herumschlagen musste. Aber indes er sich in die Seele dieser Menschen hineinfühlt, vergisst er zwar nicht zu notieren, wie es kommen musste, und immer wieder kommen muss, dass dieser Beamte und so ziemlich alle Beamten so oder so Narren oder arme, gehetzte Sklaven mit niedrigen Instinkten sind, aber er entdeckt auch, warum sie es sind, versteht sie. Er verzeiht ihnen nicht, denn eine solche törichte Überheblichkeit fehlt dem Darsteller der menschlichen Komödie ja überhaupt, sondern er weiss sie uns nahezubringen. Wir erinnern uns plötzlich, dass wir alle die Beamten kennen, dass wir alle diese Rentiers kennen, dass wir sie nicht nur in ihren lächerlichen Augenblicken kennen, sondern auch in jenen sonderbaren Momenten, wo sich plötzlich die Tragikomödie ihres Lebens enthüllt, wo wir auch die andere Seite sehen, das Elend, das persönliche Elend, das Elend des Standes. Und wir sehen, woher dieses Elend kommt und wir fühlen, dass diesem Elend wohl noch lange nicht abzuhelfen sein wird. Das

hat auch Balzac gefühlt. Und deshalb ist fast Herzlichkeit hinter seinem Zorn, und aus all seiner Ironie spricht wirkliches Gefühl, wenn es auch Balzac nicht selbst hinausschreien möchte, neben allen Scherzen über die Torheiten des Rentiers, über die Torheiten des Beamten, über die Torheiten des „Fashionablen".

In einem einzigen Kapitel dieses Buches scheint Balzac eigentlich *nur* lehrhaft, seriös zu sein. Das ist das Kapitel über die modernen Reizmittel. Modern sind nun diese Reizmittel für uns leider seit langem nicht mehr; es sind Kaffee, Tee, Tabak, und wir sind alle diese Dinge längst gewöhnt. Hier wird Balzac ernster, als er sonst ist. Natürlich, er macht von Zeit zu Zeit einen Scherz, erzählt irgendeine phantastisch-groteske englische Geschichte, die man aufs Wort glauben soll, oder verhöhnt einen gerade berühmten Zeitgenossen, wie denn alle diese Schriften journalistischen Charakter haben, der ihnen auch durch die Übersetzung nicht genommen werden sollte. Aber bei diesem Kapitel bleibt er ernst und es ist, so sonderbar das scheint, das persönlichste Kapitel dieses Buches, wenn es auch nicht das amüsanteste ist. Denn es zeigt den Balzac, der seine Maschine heizt. Nur so kann ich es deuten. Seine Maschine heizen. Er hat in dieser Schrift ausgesprochen, was erst Generationen nach ihm klar und scharf formuliert haben, den Zusammenhang

zwischen den Reizmitteln und dem geistigen Schaffen.

Er weiss ganz genau, was wir heute erst nach biologischen, nach physiologischen, nach medizinischen Experimenten und Erfahrungen wissen, dass jeder Reiz sich mit der Zeit abstumpft, dass, wenn man die Wirkung des Reizes erhalten will, man sorgfältig mit dem Reizmittel umgehen muss, in seiner Dosierung, in seiner Verwendung, mit den Surrogaten, mit der Zeit der Anwendung usw. klug sein. Das alles weiss Balzac schon. Es steht nicht nur zwischen den Zeilen, sondern manchmal auch in so deutlichen Sätzen, als wären sie aus einem Lehrbuch der Psychiatrie vom Jahre 1912. Moral fehlt natürlich in der Abhandlung vollständig; es sei denn die eine Moral, dass wir uns keinen Reiz entgehen lassen sollen, und dass wir trotzdem schauen müssen, nie dahin zu kommen, dass die Fülle der Unlustgefühle, die uns der Gebrauch eines Reizmittels einbringt, grösser wird als die Fülle der Lustgefühle, die er uns verschafft. In diesem Sinne soll man die paar Seiten über den Kaffee oder Tee eigentlich zwei- oder dreimal lesen. Man könnte sie ebensogut auch auf den Alkohol und ebensogut auf das Opium anwenden, man könnte sie ebensogut auf das Spazierengehen und ebensogut auf die Erotik anwenden, und man könnte schematisch, wie Balzac es gelegentlich ist, aus ihnen ein ganzes System der Lebenstechnik entwickeln.

Heisst das aber nicht, diese Aufsätze, Früchte gelegentlicher Stunden, fast möchte man sagen toter Stunden, oder Zwischenpausen zwischen grossen Arbeiten etwas zu schwer, etwas zu tragisch, etwas zu pathetisch nehmen? Vielleicht. Balzac selbst mag irgend etwas davon gespürt haben, wenn er unmittelbar nach einer ernsthaften historischen oder psychologischen Auseinandersetzung einen Witz macht, den man, wäre er ein Berliner — welche Vorstellung! — einen schnoddrigen Witz nennen würde, so kaltschnäuzig ist er. Oder wenn er mit irgendeiner aktuellen Anspielung, die wir heute kaum mehr verstehen, und die in vielen Fussnoten zu erklären ich nicht für notwendig gefunden habe, mit einem Wortspiel oder mit einem jähen Gedankenspiel den Kreis scheinbar schliesst. Vielleicht bedarf der Übersetzer der Nachsicht des Lesers. Er hat es nämlich unterlassen, alles zu erklären und zu kommentieren, hat es selbst dort unterlassen, wo eine Erklärung des Details möglich und nützlich gewesen wäre. Ich war der Meinung, dass man dieses Buch in seinem Innersten erfassen müsse, anstatt es Zeile für Zeile zu zerpflücken. Das Buch sollte nicht allzuviel von seiner Leichtigkeit einbüssen, und ich glaubte, dass es den Eindruck jeder dieser Seiten, vor allem aber den Zusammenhang zerstören, den Ton verwischen würde, wenn jeder Anspielung auf irgendeine Aktualität des Jahres achtzehnhundertundsoundsoviel die Erklä-

rung, die das Konversationslexikon oder die Enzyklopädie ergeben hätte, hinzugefügt wäre. Der Herausgeber muss sich noch im besonderen bei den Philologen entschuldigen. In der kleinen Schrift über die Krawatten sind nämlich ganze Kapitel weggelassen.

Das ist ein sonderbares Buch, das mir der Zufall in die Hände spielte. Es ist unzweifelhaft von Balzac, darüber kann ich die Gemüter beruhigen. Sogar die höchst kritische Bibliographie der Bibliothèque nationale zeigt das an, und zeitgenössische Schriften geben den Beweis, dass Balzac der Verfasser dieser anonym erschienenen kleinen „Physiologie" ist. Aber wenn auch Balzac der Autor ist, in diesem einen Fall schien mir die Vollständigkeit von Übel. Man hätte nämlich auch alle die Tafeln mit reproduzieren müssen, durch die „Die Kunst, seine Krawatte zu binden" aufs genaueste illustriert wird. Und dann „stimmt" sozusagen das meiste nicht mehr. Die Meinungen über den Anstand in Krawattenfragen haben sich geändert; dann, wir wollen ja nicht unsere Krawatten heute so binden, wie es die Zeitgenossen Balzacs getan haben, wir haben ja auch nicht die Möglichkeit, in jenen Geschäften zu kaufen, die Balzac in dem Buch als die besten Quellen für den fashionablen Mann angegeben hat. Die sechzehn praktischen Lektionen amüsieren vor allem durch die — Überschriften. Balzac weiss von einer cravate

sentimentale und einer mathematique, von einer à la gastronome und à l'Indépendance. Natürlich auch von einer englischen und amerikanischen. Und der Verdacht ist nicht abzuweisen, dass es von einigen dieser Künste, die Krawatte zu binden und zu tragen, nur den Titel gegeben hat, nur die Bosheit. Das gilt, glaube ich, ebenso von der „coquille dite pucellage" — der Staatsanwalt wünscht, dass ich die Übersetzung lasse — wie von der „jesuitique", der romantischen à la Byron und der komödiantischen à la Talma. Diese kleinen Scherze muss der intime Freund Balzacscher Art schon im französischen Original aufsuchen. Uns bleibt hier trotz allem noch genug: eine Art Kostümgeschichte, fast Kulturgeschichte, gesehen durch das Temperament der Krawattenfreunde, eine geistreiche Erklärung der „Incroyables". Das muss genügen. Aus diesem Grunde ist also von diesem Buche nur ein Teil, sozusagen das Prinzipielle, hier gegeben worden, wenn es auch an Reiz nicht gefehlt hat, das Ganze zu geben, besonders da selbst die Franzosen die Schrift seit der ersten Ausgabe nie wieder erscheinen liessen, und fast niemand sie also kennt. Franzosen sind nicht so bücherlüsterne Menschen wie wir. So haben sie die Originalausgabe, ein kleines, vergilbtes, nur in wenigen Exemplaren in Paris und hier in der Lipperheide-Sammlung (allerdings ohne dass Balzacs Autorschaft gekennzeichnet ist) von mir gesehenes Exemplar nie neuge-

druckt. Vielleicht geschieht es jetzt, wenn sie auf dem Umwege über unser Tun hier darauf aufmerksam gemacht werden. Diese „L'art de mettre sa cravate", „Die Kunst, seine Krawatte zu binden" *und zu tragen* — man begreift rasch genug, dass Balzac gewusst hat, dass das Binden allein noch nicht, sondern das Tragen das wichtigste ist, nämlich die Art, wie man sich mit seiner Krawatte, mit allen seinen Kleidungsstücken in der Welt bewegt, — ist ein Gegenstück zu einer andern kleinen Schrift: „L'art de payer ses dettes", die wir im dritten — und wir versprechen es — *letzten* Bande dieser Ausgabe unveröffentlichter Schriften Balzacs bringen wollen.

Als Zeichnungen, als Bilder, nicht als Illustration zu den Texten sind diesmal vor allem Blätter von Daumier und Monnier hier beigefügt worden, weil beide ebenso wie Gavarni (es ist ja schon in der Einleitung des ersten Bandes davon die Rede gewesen) Männer aus demselben Geistes- und Gefühlskreise wie Balzac waren. Nicht so gross wie er, aber begabt mit hellen Augen. Wie sie die Menschen rasch mit der Kohle oder Feder zu fassen verstanden haben, so hat sie auch Balzac in seinen kurzen Kapiteln von Mode und Alltag erfasst. Den grossen Blick für die Zusammenhänge hat Daumier nicht gehabt, er ist eben ein Zeichner, kein Dichter. Trotzdem wüssten wir, selbst wenn er nicht ein Zeitgenosse Balzacs gewesen wäre, keinen an-

dern Künstler aus der Heerschar aller Künstler aller Zeiten, der dieses Buch besser illustriert hätte, wenn es nämlich überhaupt darauf ankäme, es zu illustrieren. Die Balzacschen Worte bedürfen keiner Illustrationen. Das Buch bedarf dieser Ergänzung nicht. Aber Balzac ist unser Lehrmeister und er weiss es: das Überflüssige ist das Notwendige. Darum haben wir diese Blätter von Daumier, Monnier, Trimolet, Vernet und anderen aus dem gleichen Kreise zwischen die Seiten Balzacs drucken und heften lassen.

W. Fred.

# Monographie des Rentiers

# Der Rentier

Anthropomorphes Wesen nach Linné[1]), Säugetier nach Cuvier, Abart der Gattung Pariser, Familie der Aktionäre, Stamm der Einfältigen, der *Civis inermis* der Alten, entdeckt vom Abbé Terray, beschrieben von Silhouette, neu festgestellt durch Turgot und Necker, auf Kosten der „produzierenden Klassen" (siehe: Saint-Simon) endgültig dem Besitzstand der Welt einverleibt.

Dieses aber sind die wesentlichen Charakterzüge dieses bemerkenswerten Stammes, wie sie heute die hervorragendsten Kenner und Deuter Frankreichs und des Auslandes anerkennen:

Der Rentier erreicht eine Höhe von fünf bis sechs Fuss, seine Bewegungen sind im allgemeinen langsam; aber die fürsorgliche Natur, auf die Erhaltung der schwächeren Gattungen bedacht, hat ihm die Omnibusse geschenkt, mit deren Hilfe die meisten Rentiers sich von einem Punkt der Atmosphäre von Paris zum andern bewegen; entzieht man ihnen die Pariser Luft, so leben sie

1) Wir erklären uns für die Klassifikation des grossen Linné, gegen jene Cuviers. Das Wort anthropomorph ist ein genialer Ausdruck, der vortrefflich auf die vom Gesellschaftsstaat geschaffenen tausend Gattungen passt.
Anmerkung des Verfassers.

überhaupt nicht mehr. Jenseits dieser Grenze kränkelt der Rentier und geht ein.

Seine grossen Füsse sind von Knopfstiefeln bedeckt, seine Beine stecken in bräunlichen oder rötlichen Beinkleidern. Im Hause krönt ihn ein kreisrundes Mützchen; im Freien deckt ihn ein Hut, der zwölf Franken kostet. Seine Krawatte ist aus weissem Musselin. Fast alle diese Individuen sind mit Stöcken bewaffnet und einer Tabatière, der sie ein schwärzliches Pulver entnehmen, mit dem sie unaufhörlich ihre Nasenlöcher anstopfen, eine Gewohnheit, die der französische Fiskus sehr geschickt auszunützen versteht. Wie alle zur Gattung Mensch gehörenden Individuen ist er ein Säugetier und scheint ein vollkommenes organisches System zu besitzen: eine Wirbelsäule, ein Zungenbein, ein Schulterbein, ein Jochbein; alle Glieder bewegen sich ordentlich in den Gelenken, werden geölt aus den Synovialdrüsen, zusammengehalten durch die Muskeln und Nerven. Der Rentier hat zweifellos Venen und Arterien, ein Herz und Lungen. Er nährt sich von Gemüsen, von gerösteten oder gebackenen Ceralien, verschiedenen Fleischsorten oder gefälschter Milch von Tieren, die der städtischen Verzehrungssteuer unterworfen sind. Allein trotz den hohen Preisen dieser Nahrungsmittel, die eine besondere Eigentümlichkeit unserer Stadt Paris sind, hat sein Blut weniger Aktivität als das der andern Gattungen.

Er weist noch andere bemerkenswerte Abweichungen auf, die seine Einordnung in eine besondere Klasse nötig machen. Sein Gesicht ist bleich, oftmals wulstig und ohne Eigenart, was auch eine Eigenart ist. Die wenig beweglichen Augen haben den stumpfen Ausdruck jener toten Fische, die im Schaufenster von Chevet ausgestreckt auf Petersilie liegen. Der Haarwuchs ist spärlich, das Fleisch zäh, die Organe sind träge. Der Rentier besitzt gewisse narkotische Eigenschaften, höchst wertvoll für die Regierung, die sich denn auch seit fünfundzwanzig Jahren um die Erhaltung und Fortpflanzung dieser Gattung ausserordentlich angestrengt hat: in der Tat ist es für jedes Individuum aus dem Stamme der Künstler, dem unbezwingbaren Geschlechte, mit dem jene stets auf Kriegsfuss leben, schwer möglich, nicht einzuschlafen, wenn es einen Rentier reden hört; seine langsame Sprechweise, sein stupider Ausdruck und sein jeder Bedeutung entbehrendes Idiom machen den Künstler ganz einfach stumpfsinnig. Die Wissenschaft hat die Aufgabe gehabt, die Gründe solcher sonderlichen Kräfte zu erforschen.

Auch beim Rentier ist das Knochengehäuse des Schädels mit jener grauweisslichen, weichen, schwammigen Masse angefüllt, die den wirklichen Menschen unter den Anthropomorphen den ruhmreichen Titel „Könige der Tiere“ eingetragen hat, — eine Bezeichnung, die sie in der Tat durch ihren

Missbrauch aller Dinge der Schöpfung rechtfertigen — allein, wenn beim Rentier diese Masse auch vorhanden ist, weder Vauquelin, Darcet, Thénard, Flourens, Dutrochet, Raspail, noch irgendein anderer Naturforscher konnte trotz den eifrigsten Versuchen in ihr auch nur die geringsten Keime von Gedanken feststellen. Bei allen bis heute im Laboratorium des Kosmos destillierten Rentiers ergab die Analyse dieser Substanz folgende Zusammensetzung: 0,001 Urteilskraft, 0,001 guten Geschmack, 0,069 Gutmütigkeit und der Rest Bedürfnis, irgendwie zu leben. Die Untersuchungen, die Phrenologen über die äussere Schale des intellektuellen Mechanismus eines Rentiers anstellten, haben die Erfahrungen der Chemiker bestätigt: sie ist völlig rund und weist keinerlei Höcker oder Erhöhung auf.

Ein berühmter Autor arbeitet an einem *Traité de Rienologie*, wo alle Besonderheiten des Rentiers sehr eingehend beschrieben sind, und wir wollen diesem schönen Werk nichts schnöde vorwegnehmen. Die Wissenschaft sieht dem Erscheinen dieser Arbeit mit um so grösserer Ungeduld entgegen, da der Rentier eine Errungenschaft der modernen Zivilisation bedeutet. Die Römer, die Ägypter, die Perser, alle diese Völker wussten nichts von der sonderbaren Form des nationalen Schuldensystems, das man Kredit nennt, und durch das erst das Rentenwesen ermöglicht wurde. Niemals wollten sie glauben (credere, daher Kredit), dass man

Daumier

ein Stück Land und Boden durch einen beliebigen Papierfetzen ersetzen könne. Cuvier hat nicht eine Spur dieser Gattung an den Petrefakten entdecken können, die uns von so vielen vorsündflutlichen Tieren erhalten worden sind. Es sei denn, dass man den in einem Steinbruch aufgefundenen petrifizierten Mann, der vor einigen Jahren die Schaulust vieler Neugieriger angelockt hat, als ein Specimen der Gattung gelten lassen will. Aber wie viele schwierige Fragen würde diese Annahme aufwerfen! Sollte es also Hauptbücher und Wechselagenten schon vor der Sündflut gegeben haben? Nein, sicher hat es keine Rentiers vor der Regierung Ludwig XIV. gegeben. Das Datum seiner Entstehung ist das der Ausgabe von Pfandbriefen auf das Pariser Rathaus. Der Schotte Law hat dann sehr viel für die Vermehrung dieser jämmerlichen Gattung getan. Die Existenz des Rentiers hängt wie die der Seidenraupe von einem Blatt ab, und wie das Ei des Schmetterlings wird er höchstwahrscheinlicherweise auf Papier in die Welt gesetzt. Trotz allen Anstrengungen der harten Logiker, denen wir die berühmten Arbeiten des Wohlfahrtsausschusses verdanken, ist es unmöglich, diese Gattung zu verleugnen seit Errichtung der Börse, Emission der Anleihen, nach den Schriften von Ouvrard, Bricogne, Laffitte, Villèle und anderen Individuen aus dem Stamme der Wucherer und Minister, die sich redlich bemühen, die Rentiers zu peinigen. Ja,

der schwache und sanftmütige Rentier hat Feinde, gegen die ihn die soziale Welt nicht zur Genüge mit Kampfmitteln gerüstet hat. Übrigens auch die Deputiertenkammer widmet ihnen, wenn auch widerwillig, ein besonderes Kapitel bei der Besprechung des Jahresbudgets.

In diesen Betrachtungen können auch jene — übrigens erfolglos gebliebenen Versuche — nicht unerwähnt gelassen werden, die Produzenten sowie Nationalökonomen, diese von Saint-Simon und Fourier erschaffenen Stämme, unternommen haben, und die nichts Geringeres anstrebten, als die Wiederausmerzung dieser Gattung, die sie als einen Schmarotzer betrachteten. Aber solches Urteil, solche Einordnung geht meines Erachtens doch zu weit. Es wird die frühere Arbeit des Rentiers nicht in Rechnung gesetzt. Gibt es ja unter dieser Gattung mehrere Individuen, insbesondere in der Varietät der Pensionierten und Militärs, die einmal — gearbeitet haben. Es ist nicht wahr, dass der Rentier sich seines sozialen Gehäuses erfreut, ohne dass es ihm durch eigenes Recht gehört, der schleimigen Polypenmasse gleich, die man in der Muschelschale findet. Alle, die das Geschlecht der Rentiers austilgen wollen — und einige Nationalökonomen bestehen unglücklicherweise auf dieser These —, beginnen damit, die grundlegende Wissenschaft umstürzen zu wollen und Tabula rasa mit der politischen Zoologie zu machen. Wenn diese unbeson-

nenen Neuerer Erfolg hätten, würde Paris das Fehlen der Rentiers sehr bald schmerzlich empfinden. Der Rentier stellt eine wunderbare Übergangsstufe zwischen der gefährlichen Familie der Proletarier und den merkwürdigen Familien der Industriellen und Hauseigentümer dar, bildet das Mark der Gesellschaft: er ist der *Regierte* par excellence. Er ist mittelmässig, jawohl! Gewiss, der Instinkt der Individuen dieser Klasse ist darauf gerichtet, alles zu geniessen, ohne etwas selbst herzugeben. Aber sie haben ihre Energie vorher tropfenweise hergegeben, sie haben sogar als Nationalgarde Posten gestanden! Übrigens, man kann ihre Nützlichkeit gar nicht ohne flagrante Undankbarkeit gegen die Vorsehung leugnen. In Paris ist der Rentier wie Watte, die zwischen die anderen beweglicheren und heikleren Gattungen gepackt ist, um zu hindern, dass sie sich gegenseitig zerbrechen. Man entferne den Rentier, — und man unterdrückt irgendwie den Schatten in dem sozialen Bild, die Physiognomie von Paris verliert ihre charakteristischesten Züge. Dem Beobachter dieser Varietät aus der Klasse der Papierbeschmierer entginge der Anblick dieser merkwürdigen Menschlichkeiten, die über die Boulevards gehen, ohne weiterzukommen, die zu sich selber sprechen, die Lippen bewegen, aber keinen Ton hervorbringen; die drei Minuten brauchen, um den Deckel ihrer Tabatière auf- oder zuzumachen, und deren bizarre Profile

die köstlichen Extravaganzen der Callot, Monnier, Hoffmann, Gavarni, Granville rechtfertigen. Die Seine, diese schöne Königin, verlöre ihre treuesten Kurmacher. Ist es nicht der Rentier, der sie besucht, wenn sie Treibeis führt, wenn sie völlig vereist ist, wenn sie, ein Flüsschen, den niedrigsten am Pont Royal verzeichneten Wasserstand erreicht, wenn sie zu einem Bach zusammengeschrumpft ist, der sich im Sande verliert? Zu jeder Jahreszeit findet der Rentier einen Anlass, um an die Seine zu gehen und tiefsinnig ins Wasser zu blicken.

Der Rentier steht auch oft sinnend vor den Häusern, die der Demolierwut der Gattung der Bauspekulanten anheimfallen. Unerschrocken wie alle seinesgleichen pflanzt er sich breitbeinig auf, die Nase in der Luft, wohnt dem Fallen eines Ziegelsteines bei, den der Maurer mit seinem Hebel aus der Mauer stemmt. Er verlässt seinen Platz nicht, ehe der Stein herabgefallen ist, er hat einen heimlichen Pakt geschlossen zwischen sich und dem Stein; erst wenn der Fall geschehen ist, geht er, aufs äusserste beseligt, von dannen. Harmlos, wie er ist, nimmt er sonst an keinerlei Umsturzbestrebungen teil. Der Rentier verdient Bewunderung, denn er führt die Funktionen des antiken Chores aus. Comparse in der grossen sozialen Komödie, weint er, wenn man weint, lacht, wenn man lacht, und pfeift seine Melodie zu den Freuden und Leiden des öffentlichen Lebens. In eine

Ecke des Theaters gedrückt, triumphiert er über die Triumphe von Algier, von Constantine, von Lissabon, von Ulloa so gut, wie er den Tod Napoleons beklagt oder die Katastrophen von Fieschi, von Saint-Méry, von der rue Transnonain. Er betrauert den Hingang berühmter Männer, deren Name ihm unbekannt ist; er übersetzt die pompösen Nachrufe der Zeitungen in seinen Stil, den des Rentiers. Er liest die Zeitungen, die Prospekte, die Plakate, die ohne ihn ganz zwecklos wären.

Sind nicht eigens für ihn jene Worte erfunden worden, die nichts sagen und zu allem passen? Zum Beispiel Fortschritt, Dampf, Asphalt, Garde nationale, demokratisches Element, Versammlungsrecht, Gesetzmässigkeit, Einschüchterung, Strömung und Aufruhr? Sie sind verschnupft? Schön, der Kautschuk erstickt den Schnupfen! Sie empfinden die schreckliche Langsamkeit der Bureaukratie, die alle Aktivität in Frankreich hemmt, kurz, Sie sind aufs äusserste aufgebracht? Der Rentier sieht Sie an, schüttelt den Kopf, lächelt und sagt:

„Tja, das Gesetz!"

Die Geschäfte gehen schlecht?

„Da hätten wir den Einfluss der demokratischen Elemente!"

Bei jeder Gelegenheit bedient er sich dieser geheiligten Worte, deren Konsum im Laufe der letzten zehn Jahre dermassen überhandgenommen hat, dass dereinst hundert Historiker zu tun haben wer-

den, wenn man ihren Sinn aufsuchen wird. Der Rentier ist grossartig in seiner Präzision, diese Art von Worten anzuwenden, die von Individuen aus der Familie der Politiker erfunden werden, um die Regierten zu beschäftigen. Er hat die Bedeutung eines Barometers für die Kenntnis der Pariser Witterung, wie der Laubfrosch im Glase, wie der Kapuziner, der je nachdem vor oder in seinem Wetterhäuschen steht. Ein Wort taucht auf — und in Frankreich kommt das Wort immer zugleich mit der Sache; gehört nicht in Paris das Wort und die Sache zusammen wie der Reiter und sein Pferd? — und im gleichen Augenblick stürzt der Rentier sich kopfüber in den schäumenden Strudel der Sache, er spendet ihr Beifall in seinem Kreise, der seine Welt ist, er hat ermunternde Worte für diesen Pariser Galopp. Es gibt also mit einem Mal gar nichts Schöneres als den Asphalt. Asphalt kann für alles verwendet werden. Er möchte alle Häuser damit schmücken, die Keller asphaltieren, als Pflasterung ist er unerreichbar, er möchte Schuhe aus Asphalt tragen; ja, könnte man nicht Beefsteaks aus Asphalt machen? Die Stadt Paris soll eigentlich ein See von Asphalt werden. Plötzlich bewahrt der Asphalt, getreuer als der Sand, jeden Fusstritt, er wird unaufhaltsam zermalmt „unter den unzähligen Rädern, die in Paris nach allen Richtungen ihre Furchen ziehen."

„Man wird vom Asphalt abkommen!" sagt nun

Daumier

der Rentier, der den Asphalt entthront, wie er Manuel und die ältere Linie entthront hat, die Nationalgarde, die Giraffe im zoologischen Garten. Wenn Feuer in Paris ausbräche, die Boulevards würden durch die Gossen abfliessen. . . . Er speit Feuer und Flamme gegen den Asphalt.

Ein andermal verdächtigt er den Fortschritt rückschrittlicher Tendenzen, und nachdem er eine Zeitlang das demokratische Element unterstützt hat, ist er gestimmt, die Macht der Regierung verstärkt sehen zu wollen; er geht so weit, Louis Philipp Achtung entgegenzubringen.

„Sind Sie so ganz sicher," frägt er Sie dann, „dass der König (er sagt „Köönig") nicht ein grosser Mann ist? Der Bourgeoisie hätte es, das müssen Sie zugeben, *mòsieu*, nicht passieren können, eine schlechte Wahl zu treffen!"

Seine politische Meinung lässt sich kurz zusammenfassen. Seine Antwort auf jede Frage ist das Schlagwort vom „nordischen Koloss" oder dem „Machiavellismus Englands". Er hat gelegentlich Misstrauen gegen das ehrgeizige Preussen oder das perfide Österreich; aber mit dem „Constitutionnel" erhitzt er sich immer wieder über den englischen Machiavellismus und die grosse Schneelawine, die sich im Norden zusammenballt und den Süden stürzen wird. Im übrigen ist ihm England eine gefällige Nachbarin, die ihre zwei Seiten hat, wie man es eben braucht. Es ist ihm bald das machiavellisti-

sche Albion, bald das Musterland; das machiavellistische Albion, wenn es sich um die Interessen Frankreichs, das wieder einmal gereizt ist, und um Napoleon handelt, das Musterland, wenn es von Vorteil ist, es den Ministern als leuchtendes Beispiel vorzuhalten.

Die Gelehrten, welche den Rentier aus der grossen Kategorie der ernst zu nehmenden Wesen ausgestrichen sehen wollen, stützten diese Meinung auf seine Abneigung gegen die Arbeit. Und man muss gestehen: er liebt die Ruhe. Er empfindet eine so starke Antipathie gegen alles, was einer Pflicht oder Aufgabe nur entfernt ähnlich sieht, dass, um ihm zu helfen, das Metier des Vermögensverwalters erschaffen musste. Die Dokumente über seinen Rentenbesitz, Eintragungen ins Schuldbuch, seine Kontrakte, die Papiere, die seine Pensionsansprüche beglaubigen, liegen bei einem jener Sachwalter, denen es an Kapital fehlt, um sich regelrecht als Anwalt, Taxator, Auktionskommissar, Notar oder dergleichen zu etablieren, und die nur ein winziges Bureau ihr eigen nennen. Anstatt sein Geld von der Staatskasse oder Bank selbst abzuholen, nimmt es der Rentier zu Hause unter dem Schutze der heimischen Penaten von diesem Herrn entgegen. Das öffentliche Schatzamt ist kein lebendes Wesen, man kann mit ihm nicht gemütlich schwätzen; es zahlt und spricht kein Wort. Aber der Gehilfe des Sachwalters oder der Herr Sach-

walter selbst kommt viermal im Jahr in eigener Person und verplaudert mit dem Rentier einige Stunden. Obgleich dieser Besuch jährlich ein Prozent der Rente kostet, ist er dem Rentier, der sich völlig seinem Sachwalter anvertraut, unentbehrlich. Aus dieser Quelle fliesst ihm lichtvolle Aufklärung über den Gang der Geschäfte, über die Pläne der Regierung. Der Rentier liebt „seinen" Sachwalter. Aus einer gewissen, dieser menschlichen Gattung besonders eigenen Empfindsamkeit heraus hegt er für alles *gleich* tiefe Gefühle: Er gibt seine hingebende Liebe *seinen* Möbeln, dem Stadtviertel, in dem *er* wohnt, *seinen* Dienstmädchen, *seinem* Portier, *seinem* Bürgermeisteramt, *seiner* Kompagnie, wenn er zur Nationalgarde gehört. Über alles aber geht ihm die Stadt Paris, die er anbetet; er liebt den König systematisch und nennt Mademoiselle d'Orléans mit Emphase *Madame.*

All seinen Hass spart er für die Republikaner auf. Wenn er in seiner Zeitung und im Gespräch „das demokratische Element" gelten lässt, verwechselt er es doch keineswegs mit republikanischem Geist. — „Ah! halt!" sagt er, „das eine ist nicht das andere!"

Und dann vertieft er sich in Diskussionen, die ihn bis zum Jahre 1793, in die Tage des Schreckens zurückführen, und kommt auf die Reduktion der Renten zu sprechen, diese Bartholomäusnacht der

Kapitalisten. Man weiss, dass die Republik böse Absichten gegen den Rentier hegt, die Republik allein hat das Recht, bankerott zu werden, „denn", sagt er, „nur *Jedermann* hat das Recht, *niemanden* zu bezahlen."

Diese Phrase hat er sich eingeprägt und bewahrt sie als letzten Keulenschlag für politische Debatten. Kommen Sie in ein Gespräch mit dem Rentier, so verfallen Sie alsbald der narkotischen Wirkung, die fast allen Individuen dieser Gattung eigen ist. Wenn Sie ihn einen Knopf Ihres Gehrockes erhaschen lassen, wenn Sie seinem trägen, schweren Blick begegnen, so hat er Sie gleichsam mit Fangarmen umklammert. Wenn Sie ihn anhören, verfallen Sie in Gähnkrämpfe, so sehr betäubt er Sie mit Gemeinplätzen. Und Sie lernen ganz sonderliche Dinge:

„. . . Die Revolution hat *positiv* im Jahre 1789 begonnen, die Anleihen Ludwig XIV. hatten schon den ersten Grund zu ihr gelegt. Ludwig XV., ein Egoist, wenn auch ein Mann von Geist, dieser König der Ausschweifungen, — Sie wissen ja: der Hirschpark! — hat auch viel dazu beigetragen. Und M. Necker, der übelgesinnte Herr aus Genf, führte endlich den Zusammenbruch herbei. Immer sind es die *Fremden* gewesen, die Frankreich ins Unglück stürzten. Es hat so etwas wie die berüchtigte Jagd nach der Futterkrippe gegeben. Die vielen Henkersmahlzeiten haben der Revolution

erheblich geschadet. Bonaparte hat zwar auch die Pariser füsilieren lassen, ja, aber ihm ist diese Kühnheit gut ausgegangen! Wissen Sie, warum Napoleon ein grosser Mann war? Er nahm in der Minute fünf Prisen Tabak, die er aus speziell dafür eingerichteten, ledergefütterten Taschen seiner Weste zog. Er saugte die Lieferanten aus. Talma war sein Freund. Talma hat ihn seine Gesten gelehrt, und dennoch hat er sich geweigert, Talma einen Orden zu geben. Während seiner ersten Feldzüge in Italien hat der Kaiser die Wache eines eingeschlafenen Soldaten übernommen und ihn so vor der Füsillade bewahrt, jawohl! — — —"

Der Rentier weiss, wer das letzte Leibross Napoleons gefüttert hat; und er hat seinen Freunden gerne, wenn auch in den Jahren 1813 bis 1821 ganz heimlich, dieses interessante Pferd gezeigt. Nach dem Ereignis vom 5. Mai 1821 haben die Bourbonen vom Kaiser nichts mehr zu fürchten gehabt. Schliesslich Ludwig XVIII.! Der hatte zwar eine gewisse Bildung und Begabung, aber er liess es Ihm gegenüber an Gerechtigkeit fehlen, da er ihn einfach Monsieur de Buonaparte genannt hat.....

Nichtsdestoweniger hat der Rentier wertvolle Eigenschaften: er ist gutmütig, er hat nichts von der heimtückischen Feigheit, dem gehässigen Ehrgeiz des Bauern, der den Grund und Boden zerkrümelt. Seine Moral heisst: mit niemandem Auseinandersetzungen, Streit zu haben. Seine Interessensphäre

liegt zwischen dem Portier und dem Hauswirt. Er ist so zufrieden mit seiner Wohnung, so sehr an seinen Hof, seine Treppe, an die Portiersloge, an das Haus gewöhnt — und der Portier sowie der Hauswirt wissen das genau —, dass er in seinem bescheidenen Appartement bleiben wird, bis er es *les pieds devant* [1]) verlassen wird, wie er selbst zu sagen pflegt; und darum wird ihm die schmeichelhafteste Ehrerbietung entgegengebracht. Er zahlt seine Steuern mit skrupulöser Pünktlichkeit. Kurz, in allen Dingen ist er *für die Regierung*. Wenn man in den Strassen kämpft, hat er den Mut, sich darüber dem Portier und seinen Nachbarn gegenüber auszusprechen. Er beklagt die Regierung. Aber seine Milde macht Halt vor dem Polizeipräfekten. Die Massnahmen der Polizei billigt er durchaus nicht. Die Polizei, die nie etwas weiss, als das, worauf sie gestossen wird, ist in seinen Augen ein missgestaltetes Ungeheuer; er möchte gerne, dass sie aus dem Budget verschwindet. Wenn er zufällig in einen Aufruhr hineingerät, dann präsentiert er seinen Regenschirm, windet sich durch und nennt die jungen Leute „liebenswürdige Jünglinge", die

1) „Les pieds devant", berühmtes Bild für die Lage im Sarge; Refrain eines chansons von Marcel Legay, das auch heute noch immer wieder von rührseligen Bourgeois und Bohémiens gesungen wird, wenn man pointiert den letzten Gang eines braven Mannes umschreiben will.

Anm. d. Übers.

Daumier

durch die Missgriffe der Polizei auf Abwege gedrängt werden. Vor und während des Aufruhrs ist er stramm für die Regierung; sobald der politische Prozess aber beginnt, ist er für die Angeklagten.

In der Malerei hält er zu Vigneron, dem Maler des „Convoi du pauvre". Die literarische Bewegung lernt er durch das eifrige Studium der Maueranschläge kennen, was ihn keineswegs abhält, Bérangers Chansons zu subskribieren. Um aktuell zu sein, frägt er gelegentlich, auf seinen Stock gestützt, mit dem gewissen schlauen Lächeln:

„Ah ca! Also dieser George Sand (er spricht das ‚Sang' aus), von dem man soviel spricht, ist das nun ein Mann oder eine Frau?"

Es fehlt dem Rentier durchaus nicht an originellen Zügen. Sie täuschen sich, wenn Sie ihn für eine verwischte, wenig ausgeprägte Gestalt halten. Paris ist ein so mächtig geheizter Herd, Paris flammt mit einer so vulkanischen Energie, dass die Reflexe seiner Flammen allem Farbe geben, selbst den Gestalten, die im Hintergrunde stehen.

Der Rentier wendet ein Zehntel seines Einkommens an seine Miete, nach den Regeln eines unbekannten Code, dessen er sich bei allen nur möglichen Gelegenheiten bedient.

So hören Sie ihn die folgenden Axiome verkünden: „Man muss grüne Erbsen mit den Reichen und Kirschen mit den Armen essen. Man darf Austern nur in den Monaten mit r essen etc."

Er überschreitet niemals die Summe von hundert Ecus für seinen Mietzins. Daher gedeiht die Gattung der Rentiers vielfach in der Gegend von Marais, in den von der grossen Gesellschaft aufgegebenen Strassen des Faubourg Saint-Germain. Am häufigsten findet man ihre Exemplare aber in der rue du Roi-Doré, rue Saint-François, rue Saint-Claude, um die Place Royale herum, in der Umgebung des Luxembourg, in gewissen Vororten; die neuen Stadtviertel scheut er.

Nach dreissigjährigem Vegetieren solcher Art hat in der Regel jeder Vertreter dieser Gattung sich das Schneckenhaus geschaffen, in dem er sein Leben zubringt. Stück um Stück seiner Einrichtung hat er seinem Wesen assimiliert, und er hält viel auf jedes einzelne Ding: so die Uhr in Lyra- oder Sonnenform in einem kleinen, bunt tapezierten Salon mit glänzend gebohntem Parkett, häusliche Harmonie ausstrahlend. Da gibt es ausgestopfte Zeisige unter Glasstürzen, Kreuze aus schön gefaltetem Papier, weiche Fussschemel, vor allem Fauteuils, einen alten Spieltisch. Das Mobiliar des Speisezimmers ist ein Barometer, rötliche Vorhänge, altersschwache „antike“ Stühle. Auf dem Tisch, wenn er gedeckt ist, liegen Servietten in Ringen, auf denen in blauen Glasperlen Monogramme gestickt sind. Die Küche zeichnet sich durch übertriebene Reinlichkeit aus. Dem Dienstbotenzimmer schenkt er wenig Beachtung, aber mit seinem Keller beschäftigt sich der

Rentier angelegentlich. Er hat lange gekämpft, um sich einen Holzkeller *und* einen Weinkeller zu sichern, und wenn man ihn über dieses Detail befragt, sagt er nicht ohne Nachdruck: „Ich habe meinen Holzkeller *und* meinen Weinkeller; es hat Zeit gekostet, ehe ich meinen Hausherrn soweit gebracht habe, aber schliesslich hat er doch nachgeben müssen!“

Der Rentier besorgt seinen Holzvorrat im Monat Juli. Immer verwendet er dieselben Leute, um das Holz zu spalten und zu schneiden, dessen Vermessung auf dem Holzplatz er persönlich überwacht. Alles wird bei ihm mit methodischer Genauigkeit ausgeführt und berechnet. Er erwartet mit Entzücken die Wiederkehr derselben Dinge zu denselben Jahreszeiten. Er nimmt sich vor, eine Makrele zu essen, man erörtert des langen und breiten den Preis, der dafür angelegt werden soll, er lässt sich den Fisch bringen und scherzt mit der Marktfrau. Die Melone bewahrt in seiner Küche eine gewisse aristokratische Haltung; er behält sich die Auswahl vor und trägt sie selbst nach Hause. Um die Tafel bekümmert er sich wirklich und ernsthaft; denn das Essen ist ihm die wichtigste Lebensangelegenheit. Er prüft die Milch für den Morgenkaffee, den er aus einem silbernen Becher in Kelchform trinkt.

Der Rentier steht in allen Jahreszeiten früh zur selben Stunde auf. Er rasiert sich, kleidet sich an

und frühstückt. Vom Frühstück bis zum Diner ist er beschäftigt. Bitte, lachen Sie nicht. Nun setzt jene grossartige und poetische Existenz ein, von der die Leute, die sich über diese harmlosen Wesen lustig machen, eben keine Ahnung haben. Der Rentier gleicht einem Goldschläger, er versteht es, ein Nichts auszuwalzen, er dehnt und streckt es, er wandelt es in ein Ereignis von gigantischer Ausdehnung. Das Feld seiner Tätigkeit erstreckt sich über ganz Paris; er vergoldet jeden Moment des Tages mit einer bewunderungswürdig unbegründeten Glückseligkeit. Der Rentier lebt mit den Augen, und die unausgesetzte Anstrengung dieses Organs macht die Stumpfsinnigkeit ihres Ausdrucks begreiflich. Die Neugierde des Rentiers macht seine Lebensführung verständlich; er könnte ohne Paris nicht existieren, an allem hat er genussreichen Anteil. Es würde schwer halten, ein schöneres Poem als dies Leben zu erfinden; nur gehört es zu den ein wenig eintönigen, moralisierenden Lehrgedichten.

Der Rentier geht zu allen Seelenmessen und Trauungen, er läuft zu allen Sensationsprozessen, und wenn er keinen Platz im Auditorium ergattern kann, hat er wenigstens die Menge gesehen, die hinströmt. Er inspiziert persönlich die neue Pflasterung auf der Place Louis XV., er kennt den Platz jeder Statue und jedes Springbrunnens. Er ist ein aufrichtiger Bewunderer aller jener Denkmäler,

die man Literaten gesetzt hat, weil das für die Grundstücksspekulation der neuen Bezirke vorteilhaft ist. Dann besucht er die Erfinder, die Annoncen auf der vierten Seite der Zeitungen erscheinen lassen. Er lässt sich die Vervollkommnungen und neuen Errungenschaften demonstrieren, die sie ausgedacht haben, beglückwünscht sie zu ihrem Erfolge und verlässt sie, stolz auf sein Land, mit dem Versprechen, ihnen Abnehmer, Käufer zu verschaffen. Am Tage nach einem grossen Brande geht er das Gebäude besichtigen, das nicht mehr dasteht.

Seine festlichsten Tage sind die, wo er einer Sitzung in der Kammer beiwohnt. Die Tribünen sind leer; er glaubt zu früh gekommen zu sein; die Leute werden schon noch kommen. Aber er vergisst bald das abwesende Publikum, er ist ganz im Banne der unbekannten Redner, deren zweistündige oratorische Leistung die Zeitungen dann mit zwei Zeilen abtun werden. Am Abend — in Gesellschaft anderer Rentiers — preist er Monsieur Guérin (de l'Eure) oder den Kommissar des Königs, der ihm geantwortet hat. Diese grossen Unbekannten haben ihn an den General Foy erinnert, diesen Heiligen des Liberalismus, den man so schmählich hingeopfert hat. Durch mehrere Jahre wird er nun von Monsieur Guérin (de l'Eure) sprechen und sich darüber wundern, der einzige zu sein, der es tut. Ab und zu frägt er:

„Was macht Monsieur Guérin (de l'Eure)?"

„Der Arzt?"

„Nein, der grosse Redner."

„Ich kenne ihn nicht."

„So so? Immerhin, ich würde ihm mein Vertrauen schenken, und ich staune, dass der König (‚le roâ') ihn noch nicht zum Minister ernannt hat."

Wenn es ein Feuerwerk gibt, dann nimmt der Rentier um neun Uhr ein Dejeuner dinatoire, zieht seine schlechtesten Kleider an, stopft das Schneuztuch in die Tasche seines Gehrocks, entledigt sich aller Gegenstände aus Gold und Silber und macht sich gegen Mittag ohne Spazierstock auf den Weg nach den Tuilerien. Zwischen ein und zwei Uhr können Sie ihn dann friedlich an der Seite seiner Frau auf Stühlen in der Mitte der Terrasse sitzen sehen; und dort bleibt er bis neun Uhr mit der Geduld eines — Rentiers. Die Stadt Paris oder Frankreich hat für zwanzigtausend typische Bourgeois dieses Wertes die hunderttausend Franken für Feuerwerk ausgegeben. Das Feuerwerk hat immer hunderttausend Franken gekostet. Der Rentier hat jedes Feuerwerk gesehen, er erzählt seinen Nachbarn alle Geschichten jedes einzelnen, ruft seine Frau als Zeugin herbei; er beschreibt das Feuerwerk von 1815 bei der Rückkehr des Kaisers.

„Dieses Feuer, Monsieur, hat eine Million gekostet. Leute sind dabei zugrunde gegangen. Aber damals, Monsieur, hat man sich um derlei ‚soviel'

Daumier

gekümmert", sagt er und klappt seine Tabatière zu, dass es einen kleinen trockenen Ton gibt. „Batterien von Geschützen waren aufgefahren worden. Alle Trommler der Garnison waren ausgerückt. Dort (er deutet auf den Quai) gab es ein Schiff in Lebensgrösse und dort (er weist auf die Kolonnaden) stand ein Felsen. Und in einem gewissen Moment sah man alles in Flammen stehen: da war Napoleon, sprechend ähnlich, von der Insel Elba zurückgekehrt, wie er französischen Boden betrat. Mein Gott, dieser Mann verstand es, sein Geld richtig auszugeben! Monsieur, ich habe ihn gesehen, als es mit der Revolution anfing; Sie müssen bedenken, ich bin nicht mehr jung. . . ."

Für ihn veranstaltet man die Monstrekonzerte und die Te Deums. Wenn er auch für tolerante Teilnahmslosigkeit in religiösen Angelegenheiten ist, die Ostermesse in Notre-Dame versäumt er doch nie. Die Giraffe, die Neuerwerbungen des Museums, Industrie- oder Gemäldeausstellungen, das alles bedeutet für ihn ein Fest, Gegenstand des Erstaunens, Objekt der Prüfung. Die durch ihre luxuriöse Einrichtung berühmt gewordenen Cafés sind nur für seine immer gierigen Augen geschaffen. Sein schönster Tag — nie kam mehr ein gleicher — war jener, als die Eisenbahn eröffnet wurde. Viermal in einem Tag hat er die Fahrt hin und zurück gemacht. Trotzdem, es geschieht gelegentlich, dass er sterben muss, ohne gesehen zu

haben, was er am heissesten ersehnt: eine Sitzung der Académie française!

In der Regel geht der Rentier selten ins Theater. Dann aber will er für sein Geld was haben und wartet also einen jener grossen Erfolge ab, die ganz Paris anlocken. Da stellt er sich stundenlang an und opfert dieser Ausgabe die Frucht langen Sparens.

Der Rentier zahlt nie die Centimes seiner Rechnungen, er legt sie getreulich in eine besondere kleine Kasse und findet dann am Ende des Vierteljahrs etliche fünfzehn oder zwanzig Franken vor, die er sozusagen sich selbst gestohlen hat. Seine Lieferanten kennen diese Schrulle und erhöhen ihre Rechnungen um ein paar Centimes, um ihm das Vergnügen zu verschaffen, sie ihnen abzuziehen. Man ziehe daraus das Axiom:

„Man muss immer von den Rechnungen etwas abziehen.“ Der Kaufmann, der sich diesem Verfahren widersetzt, erregt dadurch immer ein gewisses Misstrauen.

Für die Abende hat der Rentier verschiedene gesellschaftliche Möglichkeiten zur Verfügung: einmal sein Café, wo er beim Domino zusieht. Den Höhepunkt seiner Abendexistenz liefert das Billardspiel. Beim Billard ist er wahrhaft gross, — ohne je ein Queue angerührt zu haben; er ist gross als „Galerie“, er kennt alle Regeln, seine Aufmerksamkeit ist fast Verzückung. Sie können

bei berühmten Billardpartien Rentiers beobachten, die den Lauf der Kugeln mit den Bewegungen von Hunden verfolgen, die auf jede Geste ihres Herrn passen. Sie beugen sich vor, um zu sehen, ob die Karambolage stattgefunden hat, sie werden als Zeugen angerufen, sie gelten als Autoritäten; mitunter aber findet man sie eingeschlafen auf den Bänken an der Wand, einer vom andern narkotisiert.

Der Rentier wird von dem Leben in der Öffentlichkeit ausserhalb seines Hauses so gewaltsam angezogen, er folgt einem so unabweislichen Trieb zu unaufhörlichem Hin- und Hergehen, dass er selten die Gesellschaften seiner Frau besucht, wo man Boston, Piquet und Impériale spielt. Er bringt sie hin und holt sie wieder ab. Jedesmal noch, seit zwanzig Jahren, wenn man seinen Schritt hört, hat die Gesellschaft gesagt:

„Da ist also unser Herr Mitouflet!"

An heissen Tagen führt er seine Frau spazieren, die ihm dann zur freudigen Überraschung eine Flasche Bier spendiert. An dem Tage, wo das einzige Dienstmädchen, das sie haben, seinen Ausgang verlangt, speist das würdige Paar im Restaurant, und geniesst dort die Überraschungen der Omelettes souflés und die Freuden jener Gerichte, „die man nur im Restaurant zubereiten kann". Der Rentier und seine Frau sprechen voll Zurückhaltung mit dem Kellner, sie kontrollieren die

Ziffern der Rechnung nach der Speisekarte, prüfen die Addition nach, versorgen sich mit Zahnstochern und tragen eine ernste Würde zur Schau: sie leben „in der Öffentlichkeit".

Die Frau des Rentiers ist eine jener Frauen, die zwischen der Frau aus dem Volke und der anspruchsvollen Bourgeoise so ungefähr die Mitte halten. Sie entwaffnet den Spott, sie verletzt niemanden, jeder ahnt ihre festen moralischen Grundsätze. Sie trägt sorgfältig bewahrte Gürtelschnallen, die mit Chrysoprasen besetzt sind. Stolz auf ihren Köchinnenbauch, ist sie „gegen das Mieder". Sie war — wer zweifelt? — einmal eine beauté du diable. Sie trägt gerne die runden, kleinen Kapotthütchen, mitunter aber setzt sie sich einen wirklichen Hut auf und sieht dann wie eine Krämersfrau aus, die Sonntags den Laden zugesperrt hat. Ihre lieben Freundinnen sagen: die gute Madame Mitouflet hat nie Geschmack gehabt. Für diese Sorte Frauen bewahren Mühlhausen, Rouen, Tarare, Lyon, Saint-Etienne die gewissen Modelle mit barbarischen und wilden Mustern, beleidigenden Farbenzusammenstellungen, die mit unmöglichen Buketts besät, mit seltsam verstreuten Pünktchen, schelmisch-kleinen Chiffons noch aufgeputzt werden.

Gibt es einen Sohn des Rentiers, so ist er, ein kleiner Schreiber, auf dem besten Wege, Karriere zu machen, also Beamter, Gerichtsdiener, Kanzleibeamter oder Handlungsgehilfe zu werden;

wenn er keinen Sohn hat, dann besitzt er Neffen in der Armee oder im Zollamt. Aber ob es Söhne, Neffen oder Schwiegersöhne sind, er sieht seine Familie selten. Jeder weiss, dass der Nachlass des Rentiers seine Rente ist. Und die Familiengefühle in diesem Stamme zeigen sich aufrichtig, sind auf das beschränkt, was sie eben „in guter Gesellschaft" zu sein haben. Man findet in dieser Klasse nicht selten Söhne oder Neffen, für die ihre Eltern und Verwandten gerade ebensoviel tun, wie's sonst umgekehrt geschieht. Geburtstage werden mit allen patriarchalischen Gebräuchen gefeiert, beim Dessert singt man. Die naive Festlichkeit der Stimmung so eines Heims wird durch freundliche Gaben erzielt. Man schenkt sich nützliche Geräte, die lang gewünscht worden sind, und nur, nachdem man sich mancherlei Opfer auferlegt hat, beschafft werden konnten.

Das Evangelium des Rentiers ist: seinem Nächsten nichts zu borgen und ihm nichts schuldig zu sein. In seinen Augen sind Leute, die Schulden haben, Menschen, die zu allem fähig sind, selbst zu Verbrechen. Entartete Rentiers legen sich manchmal Sammlungen an oder Bibliotheken, andere lieben Gravüren. Einige drechseln schelmische Eierbecher aus Holz in abenteuerlichen Farben und Formen, oder sie angeln auf den Schiffen, die nach Bercy fahren oder auf Holzflössen, und die Schiffer treffen sie manchmal schlafend, die Angelrute

gesenkt. Schweigend wollen wir über die Mysterien ihres intimen Lebens während der Abendstunden hinweggehen, die sie in einem ganz eigenartigen Licht erscheinen lassen; ihre nachsichtigen Ehehälften äussern sich zu diesen Dingen mit gewisser weiblicher „Bonhomie“: „Ach, glauben Sie nur ja nicht, dass ich an die Rendezvous Monsieur's im Café Turc glaube. . .“

Je mehr man sich mit dieser Gestalt des Rentiers beschäftigt, desto mehr vortreffliche Eigenschaften kann man an ihr entdecken. Der Rentier ist mit sich zufrieden, er ist ganz ausserordentlich sanft, ruhig und friedliebend. Wenn Sie ihm zu aufmerksam ins Gesicht sehen, wird er unruhig und betrachtet sich von oben bis unten, um den Grund dieser scharfen Prüfung zu entdecken. Sie werden ihn niemals bei einem Unrecht erwischen: er ist höflich, er respektiert alles, was er nicht versteht, statt sich darüber lustig zu machen, wie die Individuen der Gattung „Persönlichkeit“ das so gerne tun . . . Er grüsst die Leichenzüge auf den Strassen und geht nie an einer schwarzbehangenen Türe vorbei, ohne einzutreten und den Sarg mit geweihtem Wasser zu besprengen und nach dem Namen desjenigen zu fragen, dem er die letzten Ehren erweist. Wenn es geht, lässt er sich dessen Lebensgeschichte erzählen und verlässt das Haus, dem Gedächtnis des Entschlafenen „eine stille Träne weihend“.

Er achtet die Frauen, aber er kompromittiert

Daumier

sich nie mit einer, er sagt und tut nie was Lächerliches. Am Ende ist vielleicht sein grosser Fehler, keinen Fehler zu haben.

Wüssten Sie mir ein beneidenswerteres Leben als das dieses wackeren Mitbürgers? Jeder neue Tag bringt ihm sein Brot und neue Anregungen. Demütig und anspruchslos wie das Gras auf der Wiese, ist er für den Staat so unentbehrlich, wie das Grün für die Landschaft. Was ihn besonders interessant macht, ist seine völlige Selbstverleugnung. Er bekämpft niemanden. Er bewundert die Künstler, die Minister, die Aristokratie, das Königtum, das Militär, die Energie der Republikaner, den moralischen Mut der Gelehrten, die Ruhmestaten der Nation, die vom „Constitutionnel" erfundenen musikalischen Spinnen, die Dementis des „Journal des Débats" und die Geistesstärke der Ministeriellen. Er lässt alle Grössen ohne jede Einschränkung gelten, „fürs Vaterland" ist er stolz auf sie. Er bewundert, um zu bewundern.

Wollen Sie das tiefste Geheimnis dieser merkwürdigen Existenz erfahren? Der Rentier ist unwissend wie ein Stockfisch. Er kennt die Gedichte von Piron. Seine Frau rühmt die Romane von Paul de Kock und braucht zwei Monate, um vier kleine Oktav-Bände durchzulesen; wenn sie beim letzten ist, hat sie die Ereignisse des ersten immer schon vergessen. Sie erholt sich von den Anstrengungen der Lektüre durch die Erziehung ihrer Kanarien-

vögel und die Unterhaltung mit ihrer Katze. Ja, sie besitzt eine Katze und was sie besonders kennzeichnet, ist die unbegrenzte Liebe für Tiere. Wenn der Rentier krank wird, dann ist er der Gegenstand des grössten Interesses aller. Seine Freunde, seine Frau und einige ergebene Freundinnen reden ihm ins Gewissen. Gewöhnlich versöhnt er sich dann mit der Kirche und stirbt als guter Christ, er, der bis dahin stets seinen Hass gegen die Pfaffen bekundet hat, den er Seiner liberalen Majestät dem seligen „Constitutionnel I." verdankte. Wenn dieser Mann sechs Fuss unter der Erde liegt, hat er es genau so weit gebracht, wie die zweiundzwanzigtausend berühmten Männer der „Biographie universelle", unter denen ungefähr fünfhundert vielleicht populär sind. Da er leichten Fusses über die Erde ging, ist ihm gewiss auch die Erde leicht. Die Wissenschaft kennt keine besondere Viehseuche, von welcher der Rentier ergriffen würde; der Tod verfährt mit ihm, wie der Landmann mit Klee: er mäht ihn ganz einfach ab.

Wir haben nicht ohne Mühe von dem geduldigen und gewissenhaften Mikrographen, der den grossartigen „Traité de Rienologie" vorbereitet, die Beschreibung der Varietäten des Rentiers herausbekommen. Aber er hat endlich doch begriffen, wie notwendig sie für diese Monographie sind ..... Der Autor der „Rienologie" verzeichnet die zwölf folgenden Varietäten.

## I. Der Junggeselle

Diese schöne Varietät erfreut zunächst durch die Farbenkontraste der Kleidung, die stets alle bunten Möglichkeiten aufweist, die Augen. Unter seiner Weste baumeln noch die grossen Breloques hervor, die in der Zeit des Empire Mode waren: goldgefasste amerikanische Körner, Mosaiklandschaften, Würfel aus Lapis lazuli. Er wagt sich ins Zentrum von Paris vor. Dieser Rentier steht gerne Spalier beim Palais Royal und hat die üble Angewohnheit, die Sesselvermieterin zu grüssen. Er speist im Restaurant letzter Güte, wohnt vier Treppen hoch, meist in einem weitläufigen Haus, wo der Portier im Halbstock seine Loge hat. Er leistet sich eine Aufwärterin. Einzelne Individuen tragen kleine Ohrringe; einige haben eine Vorliebe für Schönheitspflästerchen und tragen dann kornblumenblaue Anzüge. Sie sind gewöhnlich brünett und haben phantastische Haarbüschel an den Ohren und Händen, eine tiefe Tenorstimme, die ihr grösster Stolz ist. Wenn sie keine Schönheitspflästerchen tragen, dann färben sie ihre Haare mit Vorliebe schwarz. Der von Henry Monnier, einem unserer scharfsinnigsten Naturforscher, entdeckte „Prud'homme", den er uns mit unendlichem Behagen in entzückenden Zeichnungen vorführt, gehört zu dieser Varietät. Diese Rentiers sprechen einen ganz eigenartigen Dialekt. Frägt man sie: „Wie geht es Ihnen?"

so antworten sie: „— — — ffste Hochachtung.“ Wenn Sie ihm auseinandersetzen, dass diese „— — — ffste Hochachtung“ in Wirklichkeit nur eine Redensart ist wie das „stets zu Ihrer Verfügung“, so erwidern sie Ihnen mit einer fast schalkhaften Miene: „Seit dreissig Jahren habe ich nun zu gar vielen Leuten „— — — ffste Hochachtung gesagt, und bisher hat noch niemand daran etwas auszusetzen gefunden; und im übrigen ändert man in meinem Alter wohl kaum mehr seine Gewohnheiten“. Dieser Rentier ist keiner wirklichen Neigung fähig; er hat keine Religion, er begeistert sich für keine Partei. Einen Teil des Tages verbringt er in Lesekabinetten, an regnerischen Abenden ist er im Café, wo er von einem Winkel aus dem Kommen und Gehen der Stammgäste zusieht.

Auf ihren bedächtigen nächtlichen Spaziergängen bei schönem Wetter können wir ihnen nicht weiter folgen. Die fructus belli raffen jeden Winter eine gewisse Anzahl von ihnen hinweg. Verwechseln Sie aber diese Sorte nicht mit dem Stutzer[1]): der Junggeselle *will* ledig bleiben, der Stutzer will heiraten.

## II. Der Geizkragen[2])

Diese Varietät liefert den „gogo“ unter den Rentiers. Er ist jähzornig, aber leicht zu besänftigen.

1) dameret.

2) chapolardé.

Auf seinen mageren Gesichtszügen spielen gelbe und grünliche Töne. Er ist der einzige, der ehrgeizige, aber meist unklare Pläne hegt, die seinen Frieden stören und ihn verbittern. Dieser Rentier versagt sich alles. Er ist nüchtern, sein Gewand ist abgetragen; um in seine Wohnung zu kommen, klettert er noch höher als der früher charakterisierte Typus, er trotzt den Härten der Mansarde. Sein Frühstück ist Milch und Weissbrot und zu Mittag speist er bei Mizeray für zwölf Sous oder bei Flicoteaux für zwanzig Sous. Er würde für fünf Sous Schuhwerk abnützen, um zu einem Orte zu gelangen, wo er drei Sous sparen zu können glaubt. Der Elende trägt einen verschossenen, an den Nähten fadenscheinig gewordenen Gehrock, seine Westen erglänzen. Die Farbe seines Haares erinnert an den Chinchilla, aber er trägt es glatt gekämmt. Seine Gestalt ist dürr, er hat Augen wie eine Elster, eingefallene Backen und einen ebensolchen Bauch. Dieser einfältige Sparkünstler, der sich einen Sou um den andern abknapst, um damit sein Kapital und damit sein angebliches Wohlleben zu erhöhen, würde sich wohl hüten, einem ehrenhaften Mann tausend Franken Darlehen zu geben, die er für irgendein betrügerisches Unternehmen stets bereit hätte. Er lässt sich von allem, was einen Schein von Nützlichkeit hat, anlocken und es wird dem Spekulanten — seinem Erbfeinde — nicht schwer, ihn hereinzulegen. Aktionär-Jäger

erkennen ihn an seinem Vogelkopf, der auf einem schlotterigen Körper sitzt. Von allen Rentiers ist er es, der beim Gehen am eifrigten mit sich selber spricht.

## III. Der Verheiratete

Dieser Rentier teilt seine Rente weise in monatliche Raten. Er bemüht sich, von dieser Summe soviel wie möglich zu ersparen und sein Weibchen hilft ihm redlich dabei. Der Ehestand macht sich bei ihm durch das Schneeweiss seiner Wäsche kenntlich, durch seine nankingfarbigen Westen, seine plissierten Jabots und seidenen Handschuhe, die ein volles Jahr aushalten müssen. Er ist nicht sehr gesprächig, hört lieber zu und antwortet auf eine Frage lieber durch das stumme Anbieten einer Prise. Wegen seiner ausserordentlichen Sanftmütigkeit bemerkenswert, macht er, der Rentier, als Ehemann sich durch gelegentliche häusliche Verrichtungen nützlich. Er macht die Besorgungen für den Haushalt, führt den Hund seiner Frau aus, bringt Leckerbissen nach Hause; wenn ein Wagen vorbei will, bleibt er fünf Minuten vorher wartend stehen und sagt zu jedem Arbeiter „Mein Freund"! Dieser Anthropomorphe entrüstet sich und ruft die Leute zusammen, wenn ein Fuhrmann seine Pferde misshandelt. Er frägt, warum soviel auf einen Wagen geladen werden muss, und spricht von einem Tierschutzgesetz, das erlassen werden müsste, nach dem Muster Englands, dieser Wiege

Daumier

der konstitutionellen Regierung. Wenn der Fuhrmann gegen die Einsprache der Zuschauer rebelliert, dann besinnt der Verheiratete sich seiner Pflichten als Familienvater und verduftet. Er zeigt fast alle Charakterzüge des Rentiers schlechtweg. Sein Laster ist, hinter dem Rücken seiner Frau Lieferungswerke zu abonnieren. Einige von ihnen gehen ins Atheneum, andere schliessen sich obskuren Vereinen an, wo gesungen wird, diesen natürlichen Töchtern des Caveau, die „goguettes" genannt werden.

## IV. Der Wortkarge

Ein Mann geht an Ihnen vorbei, finster, verträumt, die eine Hand steckt zwischen den Westenknöpfen, die andere stützt sich auf einen Spazierstock mit weissem Elfenbeinknopf. Dieser Mann wirkt wie ein Abbild der Zeit, er geht jeden Tag im gleichen Schritt den gleichen Weg, und sein Gesicht sieht aus wie im Backofen gebrannt. Er revolutioniert mit der unwandelbaren Regelmässigkeit der Sonne. Da Frankreich sich seit fünfzig Jahren ununterbrochen in bedenklichen Verhältnissen befindet, fällt dieser Rentier endlich der stets besorgten Polizei auf, die ständig damit beschäftigt ist, sich über irgend etwas Klarheit zu verschaffen. Er wird verdächtig. Sie folgt dem Mann und sieht ihn rue de Berry in ein Haus eintreten, geheimnisvoll steigt er zum vierten Stock hinauf, putzt sich

mysteriös auf einer phantastischen Strohmatte die Schuhe, steckt den Schlüssel ins Loch und betritt vorsichtig die Wohnung. Was tut er dort? Man weiss es nicht. Man beginnt ihn also zu beobachten. Die Detektivs träumen von Bombenfabrikation, Falschmünzerei, Banknotenfälschung. Folgt man ihm am Abend, so erwirbt die Polizei die Gewissheit, dass der Wortkarge einen hohen Preis für die Genüsse zahlt, die dem Studenten geschenkt werden. Die Polizei belauert ihn, er wird von Detektivs verfolgt. Er geht aus. Man sieht ihn in einem Konfitürenladen, dann bei einem Apotheker eintreten. Er liefert diesem im rückwärtigen Raum Pakete ab, die er der öffentlichen Aufmerksamkeit entzogen hat. Die Polizei verdoppelt, verdreifacht nun ihre Bemühungen. Der gerissenste Agent wird zu ihm geschickt, spricht ihm von einer Chance, die sich in Madagaskar bietet, und verschafft sich so Eingang in das verdächtige Zimmer. Es zeigt alle Symptome der erbärmlichsten Misere. Der Agent erlangt die Gewissheit, dass dieser Mann, um seine Passionen bestreiten zu können, seine Zeit damit verbringt, Schokoladestangen zu drehen, einzupacken und mit Etiketten zu bekleben. Er errötet über seine Tätigkeit, anstatt über ihren Zweck zu erröten. Das ganze Leben dieses Rentiers konzentriert sich auf eine einzige Leidenschaft, als deren Folge er in völliger Verblödung seine Tage im Asyl für Unheilbare beschliesst.

## V. Der Militär

An dieser seltsamen Varietät fällt dem Liebhaber origineller Typen vor allem die Art, den Spazierstock zu tragen, auf, dessen Schnur aus Leder geflochten ist und den er am Knopf seines Gehrocks anhängt. Bemerkenswert ist dieser Rentier noch durch seine Vorliebe für hohe Stiefel, die Art, seine Schultern einzuziehen, und die Höhlungen seines Brustkastens kühn vorzustrecken, endlich durch die Redeweise, die unvergleichlich dreister ist, als bei irgendeiner andern Varietät. Dieser Rentier, der sich mit der Behendigkeit einer Wetterfahne um seine eigene Achse dreht, macht allvierteljährlich nicht uninteressante Wandlungen durch. Zu Beginn jeder Saison ist er grossartig üppig. Er raucht Zigarren, traktiert seine Kneipgenossen und delektiert sich an Fischspeise à la Râpé oder an ausgebackenen Gründlingen: er hat nämlich seinen Besuch bei einem reichen Winkelwucherer gemacht, der die Chancen seines Lebens sozusagen vorteilhaft ihm eskomptiert hat. Solange diese Phase dauert, konsumiert er eine grosse Quantität Likör täglich, sein rotes Gesicht strahlt. Doch bald verfällt er wieder in den sorgenvollen Zustand des von Schulden bedrängten Mannes und begnügt sich mit Kaporaltabak. Dieser Rentier, der Meteor der Gattung, hat kein festes Domizil. Er erklärt, der Elende bestehle ihn, der ihm seine Soldaten-

pension bringt. Nachdem er aber von ihm eine nicht unbedeutende Summe bezogen hat, spielt er ihm den Possen, sich in irgendeinem gottverlassenen Nest anzusiedeln, wo er sich selbst zum bürgerlichen Tode verurteilt, und spart auf diese Weise ein paar Quartale seine Pension. Dort, so erzählt man sich, verkauft dieser glorreiche Überrest unserer grossen Armee mitunter dem Wirt, der ihn eine Zeitlang ernährt, seinen Pensionsschein, den er dem „Schurken" schuldet. Diese Varietät tanzt in den Lokalen an der Peripherie der Stadt herum, erzählt von Austerlitz und biwakiert während seines Quartalsrausches an der äusseren Peripherie von Paris.

Man begegnet mitunter Individuen mit aufgedunsenen, roten Vollmondgesichtern, mit schmieriger Wäsche, zerbeultem Hut, mit fettigem Sammetkragen und dem roten Bändchen im Knopfloch des pferdemistfarbigen Schlussrockes, die schattengleich durch die Champs-Elysées schleichen, unfähig, auch nur zu betteln, trüben Blickes, ohne Handschuhe im Winter und in Alpakaröcken im Sommer. Messieurs Chodrucs, in der Literatur noch nicht verwendet, die über tausend Franken Rente verfügen und für neun Sous an der Maut zu Mittag speisen, nachdem sie einst Batterien erstürmt und den Kaiser vom Tode gerettet haben. Die kriegerische Blague leiht ihrer Rede einen gewissen geistreichen Glanz. Dieser Rentier liebt die Kinder und die Soldaten. In einem

strengen Winter findet der von Nachbarn herbeigerufene Polizeikommissar die Überreste unserer glorreichen Armee auf dem Stroh einer erbärmlichen Mansardenstube. Mit Hilfe einer Anweisung auf seine Pension von der Légion d'honneur und seinem Militärdienst verschafft man ihm dann im Asyl eine letzte Unterkunft.

Ein paar andere sind vernünftig, führen ein ordentliches Leben. Sie hausen mit einer Frau, deren Vorleben und soziale Position nicht gerade einwandfrei sind, die aber einen einträglichen Tabakladen oder ein Lesekabinett führt oder mit Sattelzeug handelt. Wenn auch ihre Existenz nicht frei von ausserordentlichen Extravaganzen ist, so bewahrt ihre Freundin sie zumindest doch vor dem Ende im Asyl. Diese Varietät ist übrigens die sonderbarste von allen; in ihrem Kostüm herrscht ein so buntes Durcheinander, dass es schwer hält, sie nach dem Charakter der Bekleidung festzustellen. *Eine* Eigenart ist indessen allen Individuen gemein, das ist ihr tiefer Abscheu vor der Krawatte. Sie tragen einen Kragen, allein der Kragen ist schmutzig, ausgefranst, fettig, aber er ist ein Kragen und keine bürgerliche Krawatte. Und dann, sie haben *den* militärischen Gang.

## VI. Der Sammler

Dieser von einer einzigen grossen Leidenschaft beherrschte Rentier wird in seinen Kreuz- und

Querzügen durch Paris von einem bestimmten Interesse getrieben. Er ist durch seine bizarren Ideen originell. Sein geringes Vermögen verbietet ihm das Sammeln kostbarer Gegenstände, aber er versteht es, an kleinen Nichtigkeiten seine Sammelwut zu befriedigen, diese bei den in grossen Städten lebenden Anthropomorphen häufig beoabachtete, genau definierte, stark wirksame Leidenschaft. Ich habe selbst ein Individuum dieser Gattung gekannt, das eine Kollektion aller Maueranschläge besass, die je affichiert worden sind oder affichiert werden sollten. Wenn die königliche Bibliothek beim Hinscheiden dieses Rentiers seine Kollektion nicht erwirbt, verliert die Stadt Paris ein prachtvolles Herbarium dieser originellen Gewächse, die auf ihren Mauern gedeihen. Ein anderer besitzt alle Prospekte, eine auserordentlich merkwürdige Bibliothek. Wieder einer sammelt ausschliesslich Gravüren, die Schauspieler und ihre Kostüme darstellen. Jener hat sich eine Bibliothek zusammengestellt ausschliesslich aus Büchern, die für sechs Sous oder weniger verkauft werden.

Diese Rentiers fallen durch ihre ungepflegte Kleidung auf, ihr wirres Haar und zerstörte Züge. Sie schleppen sich mehr als sie gehen; natürlich die Quais und Boulevards entlang. Sie tragen die Livree aller Menschen, die sich dem Kultus einer bedeutenden Idee weihen, und demonstrieren so die Entartung, der ein Rentier verfällt, sofern er sich von

Daumier

einem *Gedanken* erfassen lässt. Sie gehören weder zu dem beweglichen Stamme der Künstler, noch zu jenem der Gelehrten, noch der Schriftsteller, aber sie haben ein wenig von allen. Sie haben einen „Klaps", sagen ihre Nachbarn. Sie bleiben unverstanden, aber stets von ihrer Manie besessen. Sie leben schlecht und lassen sich von ihrer Aufwärterin bedauern. Sie haben oft einen Hang zum Lesen, möchten Männer von Talent besuchen; aber die wenig duldsamen Künstler treiben ihren Spott mit den Unglücklichen.

## VII. Der Menschenfreund

Man kennt bisher nur ein einziges Individuum dieser Gattung; die Leitung des Museums wird es zweifellos ausstopfen lassen. Die Rentiers sind weder reich genug, um Gutes, noch gescheit genug, Böses zu tun, noch betriebsam genug, um sich, unter dem Vorwande, Sträflingen oder Bettlern beizustehen, selbst zu bereichern. Es scheint uns demnach unmöglich, eine Varietät festzulegen zum Ruhme einer vereinzelten Erscheinung, deren Existenz in das Gebiet der Téreatologie fällt, dieser schönen Wissenschaft, die wir Geoffroy de Saint-Hilaire zu verdanken haben. In diesem Punkte besteht eine tiefe Meinungsverschiedenheit zwischen mir und dem berühmten Autor der Rienologie. Meine Unparteilichkeit macht es mir jedoch zur Pflicht, diesen Versuch hier zu erwähnen, der ihm übrigens zur Ehre

gereicht. Doch die Gelehrten müssen sich heutzutage vor Klassifikationen hüten. Die Nomenklatur ist eine von der Synthese der Analyse, ihrer steten Nebenbuhlerin, gestellte Falle. Handelt es sich nicht vor allem bei Nichtigkeiten darum, dass die Wissenschaft zögert, Verschiedenheiten zuzugestehen? Wir möchten hier nicht jene Missbräuche wieder aufleben lassen, die sich anlässlich der gelehrten Diskussionen über die Gattungen der Rosen und Dahlien in die Botanik eingeschlichen haben.

## VIII. Der Pensionär

Henry Monnier will diese Varietät von jener der Militärs unterscheiden, allein sie gehört zum Typus des Beamten.

## IX. Der Landbewohner

Dieser wilde Rentier nistet auf den Höhen von Belleville oder Montmartre, von la Villette, la Chapelle. Unter den neuen Gefilden von Batignolles bevorzugt er Parterrewohnungen mit einem Garten, hundertzwanzig Fuss im Geviert, wo er kümmerliche Pflanzen zieht, die er am Blumenmarkt ersteht. Seine Situation extra muros ermöglicht ihm den Luxus eines Gärtners zum Ausstecken seiner Pflanzen. Seine Gesichtsfarbe ist lebhafter, als die der andern Varietäten, er gibt vor, reine Luft zu atmen, sein Gang ist breitspurig, er spricht über Landwirtschaft und liest den „Bon Jardinier“. Tol-

lard ist sein Mann. Er hätte gerne ein Treibhaus, um eine Blume im Louvre ausstellen zu können. Man ertappt ihn gelegentlich in den Wäldern von Romainville oder Vincennes, wo er zu botanisieren vorgibt; dabei geht er aber auf Nahrung aus, denn er bildet sich ein, etwas von Pilzen zu verstehen. Sein Weibchen, die ebenso vorsichtig als ängstlich ist, wirft mit Bedacht diese gefährlichen Kryptogamen weg und ersetzt sie heimlich durch gezüchtete Champignons und erhält mit diesem unschuldigen Betrug den Rentier in seinen botanischen Neigungen. Es fehlt nicht viel, und er würde zum Sammler ausarten. Er ist der Glücklichste unter den Rentiers. Er hält sich in einer grossen Hühnersteige aus Weidenruten ein paar Hennen, die an einer Krankheit zugrunde gehen, die den Verkäufern, von denen er sein Geflügel kauft, unbekannt ist. Dieser Landbewohner sagt: „Ja, wir Landleute“, und bildet sich ein, am Lande zu leben zwischen einem Viehzüchter und den Stallungen eines Fuhrwerksbesitzers. Das Leben am Lande ist wesentlich billiger, behauptet er, und setzt einem stolz einen Wein aus der Auvergne vor, den er der Einfuhrsteuer zu entziehen verstanden hat. Ein treuer Habitué der Theater von Belleville oder vom Montmartre, lebt er glückselig bis zu dem Tage, wo er seine Frau an den Folgen eines heftigen Rheumatismus verliert. Da erwacht in ihm die Angst vor demselben Schicksal, und er kehrt

mit einer Träne im Auge nach Paris zurück. „Er hätte es niemals verlassen dürfen," sagt er, „wenn er seine liebe Gottselige sich hätte erhalten wollen!"

## X. Der Wucherer

Diese bleiche, fahle Varietät mit einem grünen Augenschirm, der mittels eines Messingreifens über fürchterlichen Augen befestigt ist, findet sich in engen, finsteren Nebengassen in bösen Wohnungen. Hinter Kartons verschanzt, sitzen diese Rentiers in reinlich gehaltenen kleinen Bureaus und verstehen es, ihre unerbittlichen Entschliessungen in honigsüsse Phrasen einzuwickeln. Diese Rentiers sind die entschlossensten von allen: sie nehmen fünfzig Prozent auf sechsmonatliche Wechsel, wenn sie wissen, dass einer weder Knopf noch Kredit hat. Sie sind Freimaurer und lassen sich in ihrem Kostüm als Würdenträger der Grossloge malen. Die einen tragen einen grünen, zu knapp anliegenden Gehrock, der ihnen nicht weniger als ihr Gesicht eine Ähnlichkeit mit Heuschrecken verleiht, deren zirpendes Organ sie in ihrem Kehlkopf zu tragen scheinen. Andere haben den faden Ausdruck einer Kuh in den Mienen, sie gehen langsam vor und wirken widerlich süss, wie ein Abführmittel. Sie verlieren in einem einzigen Handel den Ertrag von zehn wucherischen Eskomptegeschäften und werden schliesslich so misstrauisch, dass sie abschreckend wirken. Diese Varietät lacht niemals und zeigt sich

nie ohne Regenschirm; sie trägt Schuhe mit doppelten Sohlen.

## XI. Der Stutzer[1])

Diese Varietät fängt an rar zu werden. Man erkennt sie an ihren Westen, die sie doppelt und dreifach und in grellen Farben trägt, an ihrem schmucken Äussern, dem koketten Spazierstöckchen, an gewissen Schmetterlingsallüren, einer Wespentaille, an den hohen Stiefeln und einer Busennadel, die ein enormes Medaillon aus Haararbeit ziert, in dem der Benvenuto Cellini der Perückenarbeiter seine blonden Erinnerungen verewigt hat. Das Kinn versinkt in einer prätentiösen Krawatte. Dieser Rentier, der Watte in den Ohren und an den Händen alte, geputzte Handschuhe trägt, nimmt gerne anakreontische Posen ein, kraut sich den Kopf mit einer anmutigen Bewegung, besucht öffentliche Lokale und möchte gerne eine gute Partie machen. Während der Messe in Saint-Roche inspiziert er die Reihen der Kirchenbesucherinnen, verbringt die Abende in den Konzerten von Valentino, folgt der Mode (in recht weitem Abstand), spricht mit süsser Flötenstimme und tanzt. Nach zehn dem Dienste Cytherens geweihten Jahren kompromittiert er sich mit einer Intrigantin von sechsunddreissig Jahren, die zwei leicht reizbare Brüder hat und beendet seine Karriere als glücklicher Gatte, der eine sehr

1) dameret.

distinguierte, reizende Frau hat, frühere Modistin, Baronin, der das Embonpoint „gut steht". Und nun tritt er wieder in die Reihe des typischen Rentiers.

## XII. Der Vorstadt-Rentier

Diese Varietät rekrutiert sich aus besseren Arbeiterkreisen oder sparsamen Werkführern, die sich von der Handwerkerbluse und der Sammethose zum kastanienbraunen Gehrock und dem blauen Beinkleid hinaufgearbeitet haben, nicht mehr zum „marchand de vin" gehen und bei ihren Spaziergängen über das Tor von Saint-Denis nicht hinauskommen. Dieser Rentier verhält sich ruhig, tut gar nichts, er vegetiert, ist am Leben, das ist alles; er spielt Kegel oder sieht beim Kegelspielen zu.

Armes Gefäss, aus dem nie ein Verbrechen emporsteigt, dessen Tugenden unbekannt und oft wahrhaft erhaben sind! Berufsgattung, aus der Sterne seine schöne Figur des Onkel Tobias geschnitzt hat und der ich meine Birotteau's entnahm, Dich verlasse ich mit wahrhaftem Bedauern.

Teurer Rentier, der Du diese Monographie liest, *wenn* Du sie liest, bereite Dich auf den Schicksalsschlag vor, der Dir bevorsteht: die Einziehung Deiner fünf Prozent konsolidierter Rente, dieses letzten Drittels des Vermögens des Rentiers, das schon vom Abbé Terray auf die Hälfte reduziert worden ist und das die Kammern mit um so grösserer Leichtigkeit noch verringern werden, weil ein gesetz-

Daumier

licher Verrat, der von tausend Personen begangen wird, das Gewissen keiner einzigen belastet. Umsonst hast Du während der letzten dreissig Jahre auf den abwechselnd republikanischen, kaiserlichen und königlichen Affichen des Schatzamtes die Worte gelesen: „*Unantastbare Rente*". Es war nur ein Spiel mit Worten, und Du armes soziales Schaf wirst im Jahre 1848 geschoren werden, wie Du in den Jahren 1690 und 1750 geschoren worden bist. Weisst Du auch warum? Vielleicht werde ich Dein einziger Verteidiger sein. Wer in Frankreich den Schwachen zu schützen versucht, erntet höchst lapidare Beschimpfungen. Man liebt hier zu sehr einen guten Spass, das einzige Feuerwerk, das Dir entgeht, und keiner wird Dich also bedauern. Wenn man Dir ein Viertel Deiner Rente amputiert haben wird, wird Dein geliebtes Paris Dir ins Gesicht lachen, es wird die Stifte der Karrikaturisten auf Dich loslassen, es wird Dir Couplets als De profundis singen. Zum guten Ende wird Dein Sarg gezimmert werden aus vier Brettern, auf denen kalauernde Lithographien stehen.

1840.

# Physiologie des Beamten

Trimolet

## Erstes Kapitel

# Definition

Was ist das: ein Beamter? Bei welchem Rang fängt einer an, Beamter zu sein, auf welcher Stufe hört man auf, es zu sein?

Wenn man sich nach den politischen Ideen des Jahres 1830 zu richten hätte, müsste man sagen: Die Klasse der Beamten schliesst schon den Portier des Ministerpalais in sich ein, und auch der Minister selbst ist noch nicht der höchste Beamte. M. de Cormenin, dessen Göttin die Zivilliste ist, scheint versichern zu wollen, dass der König der Franzosen auch nur ein Beamter ist, Beamter mit zwölf Millionen Gehalt, absetzbar vom Volk, mit der gütigen Hilfe von Pflastersteinen, die von der Strasse zu ihm fliegen, oder der Kammer durch ihre Abstimmungen.

Die ganze Maschinerie der Politik wäre also beschlossen zwischen den dreihundert Franken Sold des Bahnwärters oder Gendarmen und den zwölfhundert Franken des Friedensrichters; zwischen den zwölfhundert Franken des Portiers und den zwölf Millionen der königlichen Zivilliste. Eine Tabelle mit all diesen Ziffern gäbe nach dieser Auffassung Aufschluss über sämtliche Pflichten

und Rechte, die schlechten und die guten Gehälter, kurz alles, was man wissen muss.

Wahrlich, das wäre das Ideal einer Gesellschaft, die nur noch an eines glaubt! Ans Geld, und deren Existenz einzig auf Steuervorschreibungen und Strafgesetzen basiert.

Doch die hohe Moral der politischen Prinzipien *dieser* Physiologie kann eine solche Auffassung nicht zugestehen. M. de Cormenin ist ein Mann von Herz und Geist, aber ein schlechter Politiker. Und diese Physiologie verzeiht ihm seine Pamphlete nur um des vielen Guten, das sie unfreiwillig, aber reichlich geschaffen haben: sie haben ja den Beweis erbracht, dass es nichts Unhöflicheres geben kann, als die Bezahlung des Hofes! Von nun an dürfen die Könige von Frankreich und Navarra von ihren Untertanen für ihren Unterhalt nichts mehr annehmen, man muss ihnen durchaus königliche Domänen geben und nicht Gehälter.

Vielleicht lautet die beste Definition des Beamten so:

Ein Mann, der, um leben zu können, sein Gehalt haben muss, der nicht in der Lage ist, seinen Posten aufzugeben, weil er nichts anderes kann als Papier vollkritzeln.

Stimmt nicht alles, sowie man diese Definition annimmt? Sogleich sind die dunkelsten Zusammenhänge zwischen dem Manne und seinem Amt klar. Und jeder weiss: Der König von Frankreich

kann nie ein Beamter sein, wie der famose Herr von Cormenin implizite behauptet. Denn er kann von seinem Thron herabsteigen und ohne Zivilliste leben.

Die öffentliche Erklärung des Maréchal Soult lässt die politische Lage der Marschälle von Frankreich einigermassen beunruhigend erscheinen; doch die mangelnde oratorische Begabung dieses grossen Generals verbietet die weitere Erörterung dieses Gegenstandes.

Es ist klar, auch der Soldat ist kein Beamter: er wünscht zu sehr, seinen Platz zu verlassen, steht aber zu selten auf dem Platz, den er will. Er arbeitet zu viel und bekommt zu wenig „Metall" zu fassen, ausser das Metall seiner Flinte.

Nach diesen Kommentaren muss ein Beamter also ein Mann sein, der in seinem Bureau sitzt und schreibt. Zum Beamten gehört das Bureau wie zur Schnecke ihr Haus. Kein Beamter ohne Bureau, kein Bureau ohne Beamten. Demnach ist der Grenzaufseher auf bureaukratischem Gebiet eine Art Neutrum. Er ist halb Soldat, halb Beamter. Er lebt auf der Grenzlinie des Bureaus und des Heeres, wie auf jener der Länder: weder ganz Soldat, noch ganz Beamter.

Und die letzte Stufe des Beamten? Fürwahr, eine ernste Frage.

Ist ein Präfekt ein Beamter? Unsere Physiologie negiert es.

Erstes Axiom:

Wo der Beamte aufhört, Beamter zu sein, fängt er an, Staatsmann zu sein.

Allein, es gibt wenig Staatsmänner unter den Präfekten. Diese subtilen Unterscheidungen führen also zu dem Schlusse, dass der Präfekt eine Zwischenstufe höherer Ordnung darstellt. Er steht zwischen dem Staatsmann und dem Beamten wie der Zollbeamte zwischen Zivil und Militär.

Fahren wir fort, diese schwierigen Fragen zu entwirren.

Könnte man nicht das folgende Axiom formulieren?

Zweites Axiom:

Wer mehr als zwanzigtausend Franken Gehalt hat, ist kein Beamter mehr.

Erster Zusatz. Die Erscheinung des Staatsmannes gehört in die Sphäre der hohen Gehälter.

Zweiter Zusatz. Generaldirektoren können Staatsmänner sein.

Vielleicht ist das der Grund, dass mancher Deputierte sich sagt: „Es muss was sehr Schönes sein, Generaldirektor zu sein.“

Vier Generaldirektoren machen soviel Geld wie ein Minister.

Beamter ist man also bis zum Abteilungschef. Die Frage wäre nun wohl klargestellt, es gibt keine

Unsicherheit mehr. Nun ist der Beamte, der undefinierbar erschien, endgültig festgestellt.

Beamter sein, heisst der Regierung dienen. Jene aber, die die Macht der Regierung für ihre Zwecke benützen, lassen sich von der Regierung bedienen, statt ihr zu dienen, wie Mr. Thiers zum Beispiel, und diese geschickten Mechaniker nennt man eben — Staatsmänner.

Im Interesse der französischen Sprache und der Akademie wollen wir bemerken: während der Chef noch ein Beamter ist, der Abteilungschef muss ein Bureaukrat sein. In den Bureaus wird man diese feine Nuance zu würdigen wissen.

Ein Richter, der unabsetzbar ist und ein Gehalt bezieht, das nicht im Einklang mit der von ihm geleisteten Arbeit steht, darf zu den Beamten kaum gerechnet werden.

Machen wir ein Ende mit den Definitionen. Parodieren wir lieber den berühmten Ausspruch Ludwigs XVIII. und stellen das Axiom auf:

### Drittes Axiom:

Eng benachbart dem Bedürfnisse, zu definieren, ist die Gefahr, sich in Worte zu verirren.

## Zweites Kapitel

# Beweist die Nützlichkeit der Beamten

Haben wir diese Materie einmal soweit durchgehechelt, gesiebt und eingeteilt, dann drängt sich uns eine neue nicht minder hochpolitische Frage auf: Wozu dienen die Beamten?

Denn, wenn der Beamte nichts leisten kann als Papier vollkritzeln, kann er als Mensch nicht viel wert sein. Nun lässt sich aber aus nichts nichts gewinnen, also — — — —

O ihr Feinde der Bureaukratie! Wie lange werdet ihr noch solche Phrasen wiederholen, die ebensowenig Sinn haben wie die Beamten selbst?

Wenn ihr eine Schraube aufhebt, einen Nagel, eine Eisenstange, irgendein Stückchen Stahl, seht ihr darin auch keinerlei Wert. Der Mechaniker aber sagt sich: „Ohne diesen Kram ginge die Maschine nicht."

Diese Parabel, die ich recht im Sinne unserer Zeit dem Gebiete der Industrie entlehne, erklärt den allgemeinen Nutzen des Beamten.

Natürlich ist die Statistik eine Spielerei der modernen Staatsmänner, die da glauben, die Ziffern allein müssen auch schon das richtige Resultat geben; trotzdem aber müssen wir uns der Ziffern bedienen, um zu rechnen. Also — rechnen wir. Die

Ziffer ist ja so sehr der ausschlaggebende Faktor unserer ganz auf dem persönlichen Interesse und dem Gelde aufgebauten Gesellschaften, in denen alles so schnell sich ändert, dass man immer ausdrücklich vom Stande der Dinge am 1. März, 29. Oktober, 15. April reden muss. Auch wirkt nichts überzeugender auf die „intelligente Masse" als so ein paar Ziffern. Alles, sagen unsere Staatsmänner, lässt sich schliesslich in Zahlen ausdrücken, alles ausrechnen. Zählen wir. . . Rechnen wir. . . . .

Man zählt ungefähr vierzigtausend Beamte in Frankreich; nicht mitgerechnet sind Leute wie Bahnwärter, Strassenkehrer, Zigarrenarbeiterinnen, die zwar Gehälter bekommen, aber doch nicht zu den Beamten gezählt werden können. Der Durchschnitt des Gehaltes ist fünfzehnhundert Franken. Man multipliziere vierzigtausend mit fünfzehnhundert, das sind sechzig Millionen. Und nun wollen wir einmal Europa, China, Russland, wo alle Beamten stehlen, Oesterreich, den amerikanischen Republiken, der Welt vorhalten, dass Frankreich für diese lächerliche Summe eine Verwaltung bekommt, die das Maximum an Schnüffelei, Kleinlichkeit, Schreibseligkeit, Papierbeschmierung leistet, eine, wo immerzu Inventar gemacht wird, kurz eine mit der Seele eines Dienstboten, einer kleinen Hausfrau, wie keine Verwaltung der Vergangenheit, der Gegenwart oder Zukunft sonst. Nicht ein Centime wird in Frankreich ausgegeben

oder eingenommen, der nicht durch einen Brief angewiesen, durch einen Brief verlangt wäre, aktenmässig belegt, gebucht und dann auf Tabellen verbucht, gegen Bestätigung ausgezahlt. Dann werden Eingabe und Quittung von brillentragenden Männern nochmals registriert, kontrolliert, auf ihre Echtheit geprüft. Beim geringsten Formfehler gerät der Beamte aus dem Häuschen. Die Beamten, die ja von den administrativen Skrupeln leben, erhalten und pflegen sie; im Bedarfsfalle erzeugen sie sie künstlich und sind glücklich, Verstösse konstatieren zu können, um so ihre eigene Nützlichkeit zu erweisen.

Dies alles schien der geistreichsten Nation der Welt aber noch nicht genügend.

Man hat auf dem Quai d' Orsay in Paris eine grosse Hühnersteige errichtet, so weit wie das Kolosseum in Rom, um daselbst einen in der Welt einzig dastehenden Senat allerhöchster Verwaltungsbeamter unterzubringen. Diese Herren verbringen ihre Tage mit der Untersuchung aller Bons, Papierfetzen, Register, Kontrollisten, Quittungen, Zahlungsnachweise aller empfangenen und verausgabten Steuern usw., welche die Beamten geschrieben haben. Diese strengen Richter treiben das Talent der Bedenken, das Genie der Untersuchung, das Auge des Luchses, den Scharfblick des Rechenmeisters so weit, alle Additionen nochmals zu machen, um Substraktionen zu entdecken. Diese erhabenen

Opfer der Ziffern bringen es fertig, nach zwei Jahren einem Rechnungsoffizier einen Rechenschaftsbericht zurückzuschicken, in dem es eine Unklarheit über zwei Centimes gibt.

O Frankreich, Du geistreichstes Land der Welt, man wird Dich besiegen können, aber Dich betrügen? . . . . Ah — niemals! Du bist unzweifelhaft weiblichen Geschlechts.

So hat die französische Verwaltung, die reinste aller federfuchsenden Administrationen der Welt, den Diebstahl unmöglich gemacht. In Frankreich ist die Veruntreuung eine Chimäre.

O glücklicher Steuerzahler, schlafe in Frieden! Wenn Du einen einzigen Franken zuviel bezahlen würdest, der erste Präsident Barthe, dem man fälschlich vorwirft, keinen klaren Blick zu haben, er würde ihn erspähen, er würde Dir ihn zurückschicken und Du würdest ihn wiedersehen, Deinen Franken! Ich wiederhole Dir, schlafe in Frieden!

Jetzt aber wendet sich diese Physiologie an alle Industriellen, Kaufleute, Krämer, Wucherer, Landwirte, Unternehmer dieses schönen Landes, ja auch an die anderen Länder; denn dieses Buch möchte gerne wissenschaftlich Nutzen stiften, sein leichtes Kleid sozusagen durch Blei beschweren. Welcher tüchtige Geschäftsmann würde nicht mit Freuden fünf Prozent des Kapitales, das den Umsatz seines Betriebes ausmacht, irgendeiner Versicherungsgesellschaft in den Rachen werfen, um sich gegen

Verluste durch Veruntreuung, Schmiergelder zu schützen? Die Industriellen beider Welten würden sicher gerne einen solchen Pakt gegen jenes ärgste Übel, das man „Coulage" nennt, schliessen. Nun, Frankreich hat ein Einkommen von zwölfhundert Millionen und gibt es aus: zwölfhundert Millionen fliessen in seine Kassen und verlassen sie wieder. Zwei Milliarden und vierhundert Millionen gehen also durch seine Hände, und es bezahlt *nur* sechzig Millionen, das sind zwei und ein halb Prozent, für die Sicherheit, dass jede Veruntreuung ausgeschlossen erscheint. Die Vergeudung kann also nur moralischer oder legislativer Natur sein, die Kammern sind Mitschuldige, die Vergeudung wird sozusagen durch das Gesetz geheiligt. Diese Coulage (Veruntreuung) besteht in der Vergeudung von Arbeiten, die weder dringlich noch zweckmässig sind, in der Errichtung von Monumenten an Stelle von Eisenbahnanlagen, in der Adjustierung und Wiederneuadjustierung der Truppen, darin, dass man Schiffe bestellt, ohne zu wissen, woher das Holz nehmen, das man zu teuer bezahlen muss, in der Rüstung von Kriegen, die man nicht führt, in der Bezahlung der Schulden fremder Staaten ohne Garantien für die Rückerstattung usw. usw. Aber diese höhere Gattung der Veruntreuung kümmert den Beamten nicht. *Diese* üble Führung der Geschäfte des Landes geht den Staatsmann an. Der Beamte begeht derlei Fehler so wenig, wie der

Maikäfer Naturgeschichte doziert; er begnügt sich, ihre Existenz zu dokumentieren.

Diese in hohem Grade regierungsfreundlichen Betrachtungen sind diktiert von Mitgefühl mit dem Elend des Beamten, der sich von der Presse so grausam bedroht, von der Kammer angegriffen sieht, und auf dessen Haupt immer wieder die bösen Worte fallen: „Die Zentralisation, die Bureaukratie!“

Gewiss, die Bureaukratie hat ihre Fehler: sie ist langsam und rücksichtslos, sie beschränkt die ministerielle Bewegungsfreiheit ein wenig, sie erstickt manches Projekt, sie hält den Fortschritt auf; allein, die französische Verwaltung bringt doch einen Nutzen, den man bewundern muss, sie fördert die Papierfabrikation. Sie ist zwar wie die meisten musterhaften Hausfrauen ein bisschen kleinlich, aber sie ist zu jeder Stunde bereit, Rechnung zu legen.

Unsere politische Wirtschaft kostet sechzig Millionen, aber die Gendarmerie kostet mehr und hindert nicht, dass wir bestohlen werden. Die Gerichtshöfe, die Gefängnisse, die Polizei kosten ebensoviel und bringen uns keinen Ertrag. Darum, die Bureaus und ihre erhabenen Berichte, sie leben hoch!

## Drittes Kapitel

# Philosophische und transzendentale Geschichte des Beamten

Ihr Eltern, Väter und Mütter, die ihr zum ersten Male unter den grünen Gardinen seiner kleinen Wiege den männlichen Sprossen Eurer vom code civile autorisierten, vom Pfarrer gesegneten Liebesfreuden betrachtet und plötzlich seines zukünftigen Schicksales gedenkt . . . . .

Wenn Ihr ihm keine Rente hinterlassen könnt . . .

Wenn Ihr ihm keinen wohlbestellten Landbesitz zu vererben habt, keinen gutgehenden Laden, kein Amt, keine Industrie, kein Patent, keine fertige wohlschmeckende Pastete, keine Zeitung . . . .

Wenn Ihr ihm nicht, mangels anderer beweglicher oder unbeweglicher Güter einen klingenden Namen — einen der höchsten sozialen Werte — mitzugeben habt, oder wenn Ihr ihm nicht durch Zufall Genie geschenkt habt, das alles andere ersetzt . . . .

Sprecht es *doch* nicht aus, das wilde, das schauerliche, das grausame Wort: „Er soll Beamter werden!“

Ja, ich weiss, es gab eine Zeit, wo es nichts Verlockenderes gab, als die Beamtenlaufbahn. Zauber-

haft wirkte auf die mit Söhnen gesegneten Familien des Landes die glanzvolle Existenz des jungen Mannes mit Brillen, im blauen Gewande, in dessen Knopfloch ein rotes Bändchen leuchtete, der tausend Franken im Monat dafür bekam, dass er in irgendein Ministerium ging, dort irgendeine Arbeit überwachte, der spät ins Bureau kam, um es desto

Trimolet

früher zu verlassen; der wie Lord Byron Mussestunden hatte, in welchen er Romanzen dichtete, der in den Tuilerien spazierenging, ein kleines hochmütig-überlegenes Lächeln auf den Lippen, der sich überall sehen liess, im Theater, auf Bällen, der in der *besten Gesellschaft* verkehrte, heiter sein Einkommen verzehrend und so dem Vaterlande wiedergebend, was das Vaterland ihm gab; dem also er mitunter sogar wirkliche Dienste leistete. Damals waren die Beamten noch von schönen

Frauen umworben; sie scheinen sogar Geist gehabt zu haben, sie erschöpften sich nicht allzusehr im Amt. Die Kaiserinnen, die Königinnen, die Prinzessinnen, die Marschallinnen dieses glücklichen Zeitalters hatten ihre Kaprizen. Diese schönen Damen hatten die Leidenschaften schöner Seelen: sie protegierten gerne, denn die Protektion. . . . . Ah, weiss Gott, das gehört auf ein separates Blatt.

### Viertes Axiom:

Die Protektion ist der Ausdruck der Macht.

Damals konnte man denn auch mit fünfundzwanzig Jahren einen hohen Posten bekleiden, Beisitzer im Staatsrat sein oder Chef des Departements für alle Eingaben, Berichte an den Kaiser schicken und so mit seiner erlauchten Familie seinen kleinen Spass haben. Man amüsierte sich und arbeitete zugleich. Alles ging rasch. So viele Männer standen beim Heere, dass es für den Verwaltungsdienst zu wenig gab. Selbst kränkliche, zahnlose Leute, verkrüppelt an Händen oder Füssen, mit schielenden Augen und sonstigen Gebrechen konnten auf ein rasches Avancement rechnen.

Als der Friede kam, verdoppelte sich die Zahl der Anwärter: die armen adligen Familien, die dem Kaiser nicht dienen wollten, waren mit Freuden bereit, den Bourbonen zu dienen. Ein Heer von Cousins, von Neffen, Grossneffen, weitläufigsten Verwandten ergoss sich aus der Provinz in den

Faubourg Saint-Germain und verdreifachte die Masse der Prätendenten.

Das war die Zeit, wo die Wut nach einer Beamtenstellung zu einer Krankheit wurde, die bald alle Welt erfasste. Ein findiger Autor publizierte ein Buch: „Die Kunst, ein Amt zu bekommen" zugleich mit jenem andern „Die Kunst, seine Schulden zu bezahlen"[1]). Man schuf zunächst Posten, um gewisse legitime Ambitionen zu befriedigen. Darnach begann man, um Platz zu schaffen, den Kampf gegen die Sinekuren. Von nun an durfte niemand mehr als *einen* Posten innehaben. Bisher hiess Beamter sein: das Recht haben, Gehalt zu bekommen und dafür nichts oder fast nichts zu leisten. Die Kammer erklärte allen besonderen Vergünstigungen die Feindschaft. Man fing an, die spezialisierten Aufstellungen aller Ausgaben zu fordern und die unter dem Titel „persönlich" geführten Posten des Budgets wurden einer rigorosen Prüfung unterzogen. Man begann an allen Bewilligungen zu knausern, strich die „Dispositionsfonds" und die Minister sahen sich gezwungen, ihrem Personal abzuzwacken, was sie zur Deckung geheimer Ausgaben benötigten.

1) Diese Schrift „Die Kunst, seine Schulden zu bezahlen", ein Thema, in dem Balzac bekanntlich sachverständig war, ist denn auch von ihm selbst, und der dritte Band dieser Schriften bringt die bisher unveröffentlichte Übersetzung des auch in Frankreich verschollenen Werkchens. F.

Die glücklichen Jahre, das goldene Zeitalter Napoleons war nur noch ein Traum. Man arbeitete zwar nicht mehr, aber um die Stellungen entbrannten wilde Kämpfe. Sie wurden die unsichtbare Münze, mit der gewisse parlamentarische Dienste bezahlt wurden. Man schuf Gesetze für das Avancement im Bureaudienst, die nur die Beamten verpflichteten.

Heutzutage hängen die geringsten Posten von tausend Zufällen ab: es gibt tausend „Herren".

Zählen wir sie.

Vierhundert in jenem Hause am Ende der Pont de la Concorde, der Brücke der *Eintracht*, so genannt, weil sie zum Schauplatz der ewigen Zwietracht zwischen der Rechten und Linken der Kammer führt. In Frankreich liebt man die Antinomien. (Schönes Axiom.)

Dreihundert andere befinden sich am Ende der rue de Tournon.

Der Hof in den Tuilerien zählt wohl auch für dreihundert, muss demnach siebenhundertmal mehr Willen haben als der Kaiser, um einem seiner Protegés irgendeinen Posten zu verschaffen. Was nicht etwa sagen will, dass Louis Philippe siebenhundertmal mehr Willenskraft besitzt als Napoleon, sondern nur siebenhundertmal weniger Macht auf diesem Gebiete, seinen Willen durchzusetzen.

Wenn Ihr unvorsichtigen Familien also bedenkt, dass die Deputiertenkammer vierhundert Motive

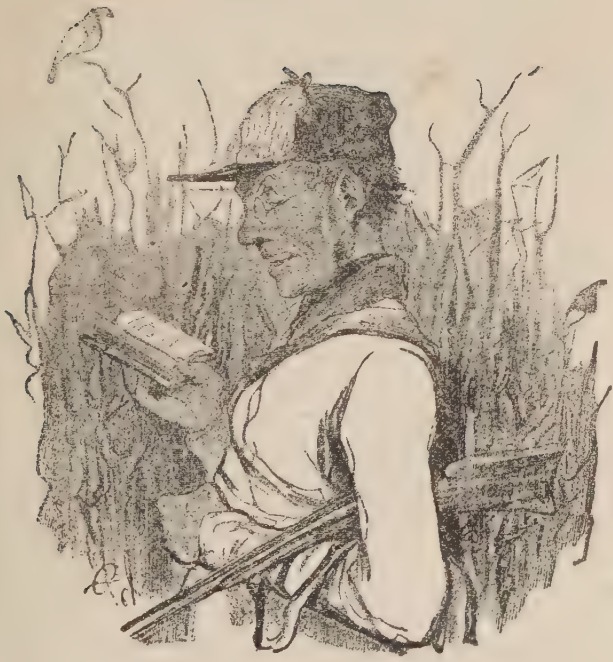
hat, Euch einen Posten streitig zu machen, die „Pairs“ im Senat dreihundert weitere, und der Hof nochmals zweihundertneunundneunzig, dann wird sich dieses Euren Köpfen einprägen:

### Fünftes Axiom:

In einem Land, das drei verschiedene Machtzentren hat, kann man tausend gegen eins wetten, dass ein Beamter, der keinen andern Protektor hat als sich selbst, auf Avancement nicht rechnen darf.

Kurz, Odry würde Euch sagen, „dass der einzige freie Platz der Platz ‚de la Concorde‘ sei.“ Schliesslich, Ihr ehrenwerten und stolzen Familien, befragt die gewiegtesten Bureaukraten. Sie werden Euch sagen, dass, wie es einen Durchschnittsgehalt gibt, es ein Durchschnittsavancement gibt. Dieser fatale Durchschnitt entsteht aus der Kreuzung der Rangliste und der Sterblichkeitsziffer. Das heisst: Ihr könnt als sicher annehmen, dass, wer mit achtzehn Jahren in ein beliebiges Amt eintritt, es nicht vor dem dreissigsten Lebensjahre zu einem Gehalt von achtzehnhundert Franken bringen kann; und dass einer, um mit fünfzig Jahren sechstausend erreichen zu können, schon ein administratives Genie, der Châteaubriand der Berichte, der Musset der Zirkulare, der Lamartine der Denkschriften, das Wunderkind der Depeschen sein muss.

Erwäget, Ihr ehrenwerten und stolzen Familien, dass es nicht eine freie und unabhängige Karriere



**Daumier**

gibt, in der ein junger Mann, der geimpft, vom Militärdienst befreit und im Vollbesitze seiner Kräfte ist — er muss nicht gerade eine überlegene Intelligenz sein — in zwölf Jahren nicht ein Kapital von fünfundvierzigtausend Franken und so und so vielen Centimes zurücklegen könnte. Dies aber repräsentiert eine Rente, gerade so gross, wie die Bezüge des Beamten, die grösstenteils nicht einmal für Lebenszeit ausgesetzt sind.

Während dieser Periode muss irgendein Gewürzkrämer seine zehntausend Franken Rente verdient, seine Bilanz deponiert, eine Revolution angezettelt haben, oder zumindest einmal Präsident des Handelsgerichtes gewesen sein.

Ein Maler muss Kilometer der Mauern von Versailles bepinselt haben und mit der Legion d'honneur geschmückt sein oder sich wenigstens als verkanntes Genie aufspielen.

Ein Schriftsteller wird Professor von irgend etwas oder Journalist mit einem Honorar von hundert Ecus für tausend Zeilen, schreibt Physiologien oder sitzt hinter den Gefängnismauern von Sainte-Pélagie, — infolge der Veröffentlichung eines lichtvollen Pamphlets über die Verwirrung der Zustände, das für seinen Teil weitere Verwirrung und Unzufriedenheit anstiftet, was einen enormen Wert bedeutet und ihn zu einem politischen Faktor macht.

Ein Publizist hat so und so oft seine Reisepässe genommen, zehntausend Franken dafür ausgegeben und hat fremde Länder auf Kosten Frankreichs bereist.

Ein Müssiggänger, der gar nichts getan hat, — denn es gibt auch solche, die etwas tun, — hat Schulden gemacht und eine Witwe gefunden, die sie bezahlt.

Ein Priester hat Zeit gehabt, Bischof „in partibus“ zu werden.

Ein Vaudevillist muss Hausbesitzer geworden sein, wenn er auch nie allein ein ganzes Vaudeville angefertigt hat.

Ein intelligenter nüchterner Junge, der mit einem ganz kleinen Kapital, nehmen wir an, zweitausend Franken, ein bescheidenes Wechselgeschäft begonnen hat, muss sich schon mit einem Viertel an einer grossen Aktienbank beteiligen können.

Ein kleiner Schreiber ist Notar geworden, ein Lumpensammler hat tausend Ecus Rente, die armseligsten Arbeiter haben Fabrikanten werden können — — —

Während einzig und allein in der rotierenden Bewegung dieser Zivilisation, welche die unendliche Arbeitsteilung für den Fortschritt hält, Euer Sohn

von zweiundzwanzig Sous pro Kopf gelebt hat!

Sich mit seinem Schneider und seinem Schuster herumschlägt!
Nichts ist!
Schulden hat!
Und verblödet ist!

Im Schosse seiner trostlosen Familie jammert nun der Unglückliche, dass man, um vorwärts zu kommen, die Unterstützung einiger Pairs von Frankreich, mehrerer einflussreicher Deputierter, dreier Minister und zweier Zeitungen braucht: eines regierungsfreundlichen und eines oppositionellen Blattes.

Was dieser Unglückliche sagt, es ist die stereotyp wiederkehrende Klage, Ihr ehrenwerten und stolzen Familien! Man sage es sich immer wieder! Man wiederhole es sich!

### Sechstes Axiom:

*Mit dem Staate ist kein Staat zu machen!* Warum? fragt Ihr! Nun darum, weil dem Staate dienen heute nicht mehr heisst, dem Fürsten dienen, der zu strafen und zu belohnen wusste. Der Staat ist heute jedermann, und jedermann sorgt sich um niemanden. Jedermann dienen, heisst niemandem dienen. Niemand interessiert sich für jedermann. Und der Beamte lebt so zwischen zwei Negationen. Jedermann hat kein Erbarmen, keine Rücksicht, kein Herz, keinen Freund; jedermann ist egoistisch, vergisst morgen den Dienst, den man

ihm gestern erwiesen hat. Jedermann ist blind: er gibt dem Mann, der in der Erde herumgräbt, viertausend Franken Rente und bietet dem Gelehrten, der den Erdbohrer erfunden hat, nicht zwei Pfennige.

## Viertes Kapitel

# Unterscheidungen

Sieht man auf zwei Dinge: Elend und Absonderlichkeit, so gibt es Beamte und Beamte, wie es Lumpen und Lumpen gibt. Wir unterscheiden den Pariser Beamten und den Provinzbeamten. Diese Physiologie vernachlässigt den Provinzbeamten vollkommen. Der Provinzbeamte ist glücklich, er wohnt gut, er hat einen Garten und meist fühlt er sich in seinem Bureau ganz wohl.

Er trinkt reines Wasser, isst keine Rossfleischfilets und kann Früchte und Gemüse billig kaufen.

Anstatt Schulden macht er Ersparnisse. Man weiss nicht genau, *was* er verzehrt, aber jedermann weiss, dass er nicht sein Einkommen verzehrt!

Er ist glücklich, angesehen, jedermann grüsst ihn, wenn er vorbeigeht. Er ist verheiratet; er wird eingeladen, man sucht seine Gesellschaft und die seiner Frau; beide gehen zum Balle beim Generalsteuereinnehmer, beim Präfekten, beim Unterpräfekten, beim Intendanten. Man interessiert sich für seinen Charakter, er hat Glück, er kommt in den Ruf, Geist zu haben, er darf hoffen, dass sein Scheiden bedauert wird, eine ganze Stadt kennt ihn, interessiert sich für seine Frau, für seine Kinder.

Er gibt Soireen, und wenn er Vermögen hat,

oder einen wohlhabenden Schwiegervater, kann er es sogar zum Deputierten bringen.

Seine Frau ist gut behütet, bei jedem Schritt bewacht von dem Spionagesystem der Kleinstadt; und wenn er in seinem Familienleben Pech hat, dann weiss er es, während es einem Beamten in Paris passieren kann, dass er gar nichts davon erfährt.

Wir können nicht umhin festzustellen, dass der Beamte je nach dem Milieu, in das er verpflanzt wird, solchen Veränderungen unterworfen ist, dass man an diesem Exemplar nicht mehr den spezifischen Beamten erkennen kann, so sehr entartet er in der Provinz. Es würde schwer halten, in dem pausbäckigen, wohlgenährten, stets zu Spässen aufgelegten Herrn, der seine Steuern pünktlich zahlt, Diners gibt, fetiert wird, der mühelos sein Lebensschifflein durch ruhige Gewässer steuert, den Pariser Beamten wiederzuerkennen, der gezwungen ist, die kühnsten Sprünge zu machen, um seinen Gläubigern zu entwischen, der gezwungen ist, bei jedem Pump, den er anlegt, theatralische Szenen zum besten zu geben, diesem waghalsigen Schiffbrüchigen, der sich nur durch die tollsten Schwimmkünste über Wasser hält, behende ist wie ein Fisch, glatt wie ein Aal, fähig, zwischen zwei Strömungen durchzugleiten, der ebensooft seine Laster wie seine Tugenden zu seinem Nutzen bemüht, den sein Weg durch eine weite Menschenwüste führt, in der er nicht einmal ein Kamel zu seinem Troste findet.

Der Beamte *dieser* Physiologie ist also ausschliesslich der Pariser Beamte. Dieses Buch beschäftigt sich ausschliesslich mit dieser Klasse von Federvieh, da sie die einzige ist, an der die besonderen Schrullen, Sitten und Instinkte zu beobachten sind, welche dieses gefiederte Säugetier zu einem so eigenartigen Lebewesen stempeln, dass es würdig ist, zum Gegenstand einer physiologischen Studie gemacht zu werden (worunter eine Abhandlung über die Natur irgendeiner Sache zu verstehen ist). Demnach:

Siebentes Axiom:

Der Beamte in der Provinz ist *jemand*, der Beamte in Paris dagegen ist *etwas*.

Ja, ein merkwürdiges Etwas ist er; etwas Gewöhnliches und etwas Seltenes, etwas Sonderbares und etwas Alltägliches. Er hat etwas von der Pflanze und vom Tier, von der Molluske und der Biene.

## Fünftes Kapitel

# Das Bureau

Einem Mann von Stil und Geist, der seinen Namen hinter der Konstellation *** verbirgt, verdanken wir die folgenden bemerkenswerten Ausführungen:

„Man behauptet, Bauern hätten keine Nerven; dennoch sind sie unbewusst, für Eindrücke empfänglich und unterliegen, ohne sich Rechenschaft darüber zu geben, der Einwirkung der atmosphärischen Verhältnisse und der äusseren Ereignisse. Sie sind gewissermassen eins mit der sie umgebenden Natur, und die Ideen und Empfindungen, welche die Natur in ihnen weckt, erfüllen allmählich und unmerklich ihr Wesen. Jeder einzelne bringt sie dann je nach seiner persönlichen Organisation und seinem individuellen Charakter wieder zur Geltung. Da sie so von den sie stetig umgebenden Dingen geformt und entwickelt werden, sind sie gleichsam eines der aufschlussreichsten und wahrsten Bücher für jeden, der sich von jener so wenig gekannten und doch so fruchtbaren Seite der Physiologie angezogen fühlt, die die Beziehungen des sittlichen Wesens zu den äusseren Wirkungen der Natur erklärt. Wer diese Mysterien enthüllen kann, wird eine Welt entdeckt haben!“

Diese Physiologie hat zwar nicht die Welt, aber den folgenden Satz entdeckt, der für seinen Teil wiederum verschiedentliche Mysterien enthüllt: Die Natur des Beamten ist das Bureau. Auf allen Seiten ist sein Horizont von grünen Pappkartons umgrenzt. Für ihn sind die atmosphärischen Verhältnisse die Luft der Korridore, die männlichen Ausdünstungen, die sich in schlecht ventilierten Räumen ansammeln, der Geruch von Papier, Feder und Tinte. Sein Grund und Boden ist eine mit sonderlichen Abfällen bunt bestreute Diele, betaut von der Giesskanne des Bureaudieners. Sein Himmel ist der Plafond, zu dem er hinaufgähnt, sein Element der Staub. Hat der Autor des oben zitierten Paragraphen recht in bezug auf die Landbewohner, so treffen seine Betrachtungen beim Beamten gerade den Nagel auf den Kopf: sie werden *eins mit der sie umgebenden Natur*. Viele hervorragende Ärzte fürchten die Einwirkung dieser zugleich barbarischen und zivilisierten Natur auf die Wesen, welche in den elenden Räumen hausen, die man Bureaus nennt, in die selten ein Sonnenstrahl dringt und wo der Geist auf eine Tätigkeit verwandt wird, ähnlich jener von Zirkuspferden, die in einer Manege im Kreise herumrennen. (Man weiss, dass diese Pferde fürchterlich gähnen und rasch sterben.)

Der Philosoph mag hier einwenden, dass die Portiers von Paris es fertig bringen, samt ihren

Frauen in Räumen von zehn Quadratfuss Ausmass zu leben; daselbst Kinder, Essen und Stiefel zu machen, Hunde, Katzen oder Papageien zu halten, kleine Gärten anzulegen und „Gesellschaften zu geben"; dass die Krämer ebenfalls in grauenhaften Hängeböden einquartiert sind, in Löchern, die das Wort „Lokale" gar nicht mehr verdienen,

Trimolet

und gegen die Menschenfreunde protestieren würden, wenn man Verbrecher in ihnen einsperren würde. Allein diese Bemerkung kann nur das Bedürfnis des Beamten, sein Bureau rasch wieder zu verlassen, erklären, und man muss bedenken, dass er dort nur sieben Stunden bleibt, die Portiers und Krämer in diesen schrecklichen Löchern aber wohnen. Eine Statistik der moralischen und physischen Gebrechen dieser zwei Gruppen von Staatsbürgern ergäbe aber auch ein entsetzliches Resultat! Wer

will staunen über den ewigen Krieg der Portiers gegen Mieter und Hausbesitzer? Ein Portier muss notwendigerweise eine revolutionäre Gesinnung haben.

Ein Philosoph, der ein bisschen Arzt, ein bisschen Physiologe, ein bisschen Schriftsteller, ein bisschen Beobachter, ein bisschen Phrenologe, ein bisschen Philantrop ist, also alle Steckenpferde unserer Zeit reitet, kann nicht bestreiten, dass es recht viel Gründe gibt, die Intelligenz der Beamten anzuzweifeln. Der Ausdruck *verblödet* im dritten Kapitel mag manchem etwas zu heftig vorgekommen sein. Trotz allem, er passt auf die Unglücklichen, die immer im selben Bureau sitzen, eine lange Reihe von Jahren immer die gleichen Dinge machen müssen. Nur ist es schwer zu entscheiden, ob diese schreibenden Säugetiere durch ihr Metier verblöden, oder ob sie dieses Metier gewählt haben, weil sie von Geburt schon ein bisschen verblödet waren. U. A. w. g.

Will man jedoch wie der Verfasser des oben zitierten Paragraphen den Dingen auf den Grund gehen und damit eine neue Welt entdecken: so wird man das Mysterium der administrativen Welt enthüllen.

Aus diesen Erwägungen ergibt sich zunächst die Notwendigkeit einer exakten Beschreibung der von der französischen Verwaltung erfundenen Idioten-Kasernen.

Ein wenig bekannter Autor behauptet irgendwo: in Paris sähen fast alle Bureaus gleich aus. In welches Ministerium man auch gehe, um die geringfügigste Korrektur eines Irrtums, die unbedeutendste Vergünstigung zu erwirken, man durchmisst düstere Korridore, spärlich beleuchtete Seitengänge. Man findet Türen, die wie jene der Theaterlogen eine kleine ovale Scheibe durchbricht; einem Auge gleich, durch das man Phantasien erblickt, die eines Th. A. Hoffmann würdig wären. Und an diesen Türen liest der Besucher sonderliche, ihm unverständliche Aufschriften.

Hat man endlich das Ziel seiner Wünsche erreicht, dann betritt man zuerst einen Raum, in dem der Bureaudiener sich aufhält. Es folgt ein zweiter Raum für die Subalternbeamten und entweder rechts oder links von diesen das Kabinett des Sous-Chefs; endlich in einer gewissen Entfernung oder etwas höher gelegen, das Kabinett des Bureauchefs.

Jene hervorragende Persönlichkeit aber, die unter Napoleon den Titel Sektionschef führte, unter der Restauration Direktor genannt wurde, neuerdings Quasi-Direktor und Quasi-Sektionschef, nicht das und nicht das andere, manchmal eins *und* das andere ist — sie haust entweder ober- oder unterhalb dieser zwei bis drei Bureaus, zuweilen erst am Ende einer Galerie, in wohlabgemessener Ferne.

Das Appartement eines Abteilungsdirektors, ei-

nes Sektionschefs (heutzutage nennt der Staatsmann in der Knospe sich Politiker, und die Direktoren sind immer Politiker) zeichnet sich stets durch eine gewisse Geräumigkeit aus, und das ist ein Vorzug, der mitten unter den seltsamen Zellen des ein Ministerium vorstellenden Bienenstockes sehr gewürdigt werden muss. Nun, es gibt jetzt sehr wenige Direktionsräume, die abgetrennt, selbständig sind. Jeder Minister bemüht sich heutzutage die Zentralisation zu zentralisieren und hat darum alle seine Direktionen sich assimiliert, aufgefressen. Durch diese fatale Vereinigung haben diese Herren ihren einstigen Glanz verloren, da sie ihre Hotels, ihre Lakaien, ihre Salons, ihre Empfänge, ihre Soireen, ihren kleinen Hofstaat nicht mehr haben.

Wer wollte heute in dem bescheiden zu Fusse beim Schatzamt ankommenden Herrn, der in sein zwei Treppen hoch gelegenes Bureau hinaufsteigt, jenen Generaldirektor des Forst- oder Steuerdepartements wiedererkennen, der einstmals in einem prächtigen Hotel in der Rue Sainte Avoie oder Saint-Augustin residierte, oft Staatsminister war oder Pair von Frankreich? M. M. Pasquier Molé u. a. begnügten sich damals mit Generaldirektionen, nachdem sie Minister gewesen waren. Hätte nun der Direktor als Ersatz für die Einbusse an äusserem Glanze an Einfluss auf die Verwaltung gewonnen, dann wäre das Ubel nicht schlimm. Aber die hochmögende Persönlichkeit von Anno dazu-

mal erreicht heute mit Mühe und Not den Rang eines Staatsrates mit lumpigen zwanzigtausend Franken Einkommen. Gleichsam als Symbol seiner entschwundenen Pracht bewilligt man dem Generaldirektor noch einen Türsteher in Kniehosen, Seidenstrümpfen und „habit à la française", wenn nicht, was auch entsetzlicherweise vorkommt, sogar der Türhüter reformiert worden ist. Als „die Könige Abschied nahmen", haben sie noch manche Majestät mit der eigenen zu Fall gebracht.

Im Bureaustil gesprochen: ein Bureau setzt sich zusammen aus einem Diener, mehreren Hilfsarbeitern, Expedienten, Konzipisten, festangestellten oder „wirklichen" Räten, einem Sous-Chef und einem Chef.

Die Abteilung umfasst ein, zwei oder drei Bureaus, mitunter noch mehr.

Die Titel variieren je nach den Administrationen: es gibt einen Rechnungsrat statt eines vortragenden Rates, einen Buchführer usw.

Das Mobiliar des mit einer schäbigen Tapete — der gleichen wie in den Gängen — beklebten Raumes, in welchem der Bureaudiener sich aufhält, besteht in der Regel aus einem Ofen, einem grossen schwarzen Tisch, Federn, Tintenfass. Manchmal gibt es sogar ein Waschbecken mit Wasserleitung! Schliesslich eine Bank ohne Polster natürlich für das liebe Publikum. Auch ohne Teppich für die Füsse, die beim Warten kalt werden.

Der Diener sitzt in einem bequemen Fauteuil und kann seine Füsse wenigstens auf eine Strohmatte strecken.

Das Bureau der Beamten ist ein grosser, mehr oder weniger heller Raum, selten mit Holzparkett belegt. Parkett und Kamin sind ganz besonders dem Bureau- oder Sektionschef vorbehalten, desgleichen Schränke, Sekretäre und Tische aus Mahagoni, Fauteuils mit rotem oder grünem Maroquinlederbezug, Spiegel, seidene Vorhänge und andere Gegenstände des höheren administrativen Luxus. Das Bureau der Beamten besitzt einen Ofen, dessen Rohr in einen Kamin führt, wenn ein Kamin vorhanden ist. Die Tapeten sind einfarbig, grün oder braun. Die Tische sind aus schwarzem Holz.

Der Erfindungsgeist der Beamten dokumentiert sich nun in der Art, wie sich einrichten. Der ewig Fröstelnde stützt seine Füsse auf eine Art von hölzernem Pult, während der sanguinisch-gallige Herr sich mit einer Matte begnügt. Der Lymphatische, der die Zugluft scheut, das Öffnen der Türen und andere Anlässe zu Temperaturveränderungen, baut sich einen kleinen Paravent aus Pappschachteln.

In allen Bureaus findet man Schränke und dunkle Winkel, in welchen die Herren ihre Arbeitsröcke, die Schreibärmel, Augenschirme, Kappen, Schirmmützen und andere Requisiten des Metiers bewahren, wo sie Überschuhe, Galoschen, Regenschirme deponieren.

Der Kamin ist fast immer mit Wasserkaraffen, Gläsern und Frühstücksüberresten geschmückt. In gar zu finsteren Lokalen existieren sogar Lampen.

Die Türe, welche zum Kabinett des Sous-Chefs führt, ist stets offen, so dass er seine Beamten überwachen kann und sie so hindern, zuviel zu schwätzen, oder damit er bei besonderen Anlässen sich gnädig mit ihnen unterhalten mag.

Ein einziges Bureau in Paris macht eine Ausnahme von diesen Raumgesetzen. Das Passbureau ist die kurioseste Monstrosität seiner Art. Es ist in einer Art von Galerie. Zwanzig Beamte sitzen hinter einem einzigen langen Tische; und vor jedes Augen auf drei Reihen von Bänken die vulgären Leute, die eine Reise tun wollen. Die, ehe sie nach dem Worte der Schrift dazu kommen „wie Räder zu sein", diesen zwanzig Federfuchsern gegenüber in schönster Ruhe stillzuhalten haben. Die Reihen der Behandelten sind von den Reihen der Behandelnden durch einen schmalen Weg getrennt, der von der Eingangstür zu einem Säulengange am Ende der Galerie führt. Dort thront der Chef, der illustre Porte, der von seinem Tische aus diese ganze Versammlung Regierter und Regierender, Verwaltender und Verwalteter beherrscht. Hinter ihm sitzen noch einige Beamte. Man mag viele Pass-Bureaus in vielen Ländern sehen, doch wird man nicht eines finden, das sich mit dem riesigen Bureau auf dem Quai des Orfèvres messen könnte. Zu allen Jahreszeiten, selbst im

Winter sind Ventilatoren tätig. Dieses Arsenal schmücken Gendarmen und Myriaden grüner Kartons, eine Milliarde von Formularen und Kopien der Reisepässe. Hier kann man erfahren, ob, wie behauptet wird, Napoleon im Jahre 1788 einen Reisepass nach Indien genommen hat, und ob er zu dieser Zeit „besondere Kennzeichen" hatte.

Aus der Art des Mobiliars eines Bureaus könnte der bittstellende Beobachter, oder der beobachtende Bittsteller, zur Not den Rang seiner Insassen bestimmen. Die Vorhänge sind meist aus farbigem Stoff, aus Creton oder Seide; die Stühle sind aus Kirschbaum oder Mahagoni, mit Stroh, Maroqinleder oder Stoff gepolstert; die Tapeten sind mehr oder weniger frisch. Doch einerlei welchem Zweige der Administration alle diese öffentlichen Besitztümer angehören, — sobald sie die Bureauräume verlassen, kann man sich keinen seltsameren Anblick denken, als diese Welt von Möbeln, die so viele Herren und so viele wechselnde Regierungsformen an sich vorüberziehen sah, so viel Unheil überlebt hat. Darum sind von allen Übersiedelungen, die man in Paris sehen kann, die der Ministerien die groteskesten. Nie hat das Genie E. T. A. Hoffmanns, dieses Barden des Unmöglichen, etwas Phantastischeres ersonnen. Man kann sich kaum ausdenken, was auf den Karren sich dann abspielt. Die Kartons gähnen und senden dicke Staubwolken auf die Strasse; diese Tische, die alle Viere von sich

strecken, die schäbigen Fauteuils, alle die unglaublichen Geräte, mit denen Frankreich regiert wird, bieten einen erschreckenden Anblick; sie haben gleichzeitig etwas von Theaterrequisiten und vom Hausrat herumziehender Seiltänzer. Man erspäht wie auf dem Obelisken Schriftzeichen, Intelligenzspuren; die Phantasie gerät in Verwirrung wie allem gegenüber, was man sieht und nicht völlig begreift. Kurz, all das Zeug ist so alt, so abgenützt, so fadenscheinig, dass die schmutzigsten Küchentöpfe einen erfreulicheren Anblick bieten als diese Geräte der administrativen Küche.

## Sechstes Kapitel

# Von einigen legendarischen Existenzen

Noch vor der Analyse der einzelnen Räderwerke der administrativen Maschine: des Hilfsarbeiters, des Expedienten, des Schreibers, des Bureauchefs, des Abteilungschefs, müssen wir von einigen meteorartigen Erscheinungen in der Bureaukratie sprechen: vom

Bibliothekar,
dem Privatsekretär,
dem Kassier,
dem Architekten,
dem Herrn mit der „besonderen Mission".

Diese Beamten sind legendarische Existenzen; denn man sieht recht wenig von ihnen. Sie beziehen aber Gehalte, sie kommen gelegentlich, verschwinden, kommen wieder. Sie sind die letzten Besitzer von Sinekuren, will sagen Stellungen „ohne Sorgen": sie haben tatsächlich die sichersten Stellungen, haben gar nichts zu tun, oder „arbeiten" zu Hause. Die Beamten erblicken sie nur von Zeit zu Zeit, wie die Astronomen die Kometen.

### § 1

### Der Bibliothekar

Wozu braucht ein Ministerium eine Bibliothek? Hat irgend jemand dort Zeit zum Lesen? Etwa der

Minister? Oder der Hilfsarbeiter? Hat man die Bibliothek für den Bibliothekar erschaffen, oder den Bibliothekar für die Bibliothek? Trotz allem: Die meisten Ministerien sind im Besitz einer Bibliothek. Als ein junger Herzog aus dem Hause der Orleans einen unserer hervorragendsten Dichter zum Bibliothekar eines Ministeriums ernennen liess, fragte er ihn lachend: „Gibt es dort auch Bücher?“ „Ich werde sie machen,“ antwortete der Poet.

Hat die Bibliothek erst einen Bestand von einigen hundert Bänden erreicht, dann erzeugt sie noch einen Beamten als Untergebenen des Bibliothekars, der gehalten ist, die Bücher abzustauben; im übrigen bestehen seine Funktionen darin, dem Sinekurenbesitzer jeden Monat einen Sack mit dreihundert Franken ins Haus zu tragen, wogegen der in ein Register seine Unterschrift setzt: kostet nur zehn Franken den Tag.

Ihr Deputierte, Pairs von Frankreich, Minister, Könige! erhaltet diese sieben Posten, desgleichen die zwei oder drei Spezialmuseen (es gibt ein Museum der Marine, ein Museum der Gipsabgüsse und eine Art von Heeresmuseum); denn sie vermögen einigen grossen Dichtern und auch einigen kleinen Schriftstellern das tägliche Brot zu geben.

Die Professorenstellen, Bibliothekarsposten, kurz, alle sogenannten literarischen Anstellungen sind nicht so zahlreich, dass man diese netten admini-

strativen Pfründen abschaffen dürfte, die so wohl besetzt, so wohl verdient sind und die doch nicht immer grossen Dichtern und Schriftstellern zufallen, deren Leben ausschliesslich der Literatur gewidmet ist. Erinnert euch, dass ihr selbst im Juli 1830 ein Buch in das französische Wappen eingefügt habt! Und im übrigen, der Bibliothekar, der tausend Ecus Gehalt bezieht, macht zumindest ebensoviel Schulden, und so fliessen jährlich mindestens neue tausend Ecus in die Kassen des Trésor.

Die Dame Physiologie erklärt ausdrücklich, dass sie für diese wirksame Reklame von keinem Bibliothekar bezahlt worden ist.

Ein Ministerium, das *keine* Bibliothek besitzt, ist das Unterrichtsministerium. Gerade dieses aber sollte über eine Spezialbibliothek verfügen, in welcher alles zu finden sein müsste, was die Universität betrifft, die Unterricht erteilenden religiösen Orden, die Bücher über politische, private, religiöse Erziehung, die Systeme, Pläne usw.

Die merkwürdigste Büchersammlung ist die des Ministeriums für auswärtige Angelegenheiten; sie ist dem Publikum nicht zugänglich und trägt den pompösen Namen Staatsarchiv.

So ein Bibliothekar könnte für sein Ministerium von unschätzbarem Nutzen sein, wenn es wirklich seine Aufgabe wäre, von allen Büchern, Projekten, Verbesserungsvorschlägen usw. zu wissen, sie zu kennen, die in das Ressort seines Ministeriums

fallen. Aber er wäre dann der höchste Rat des Ministeriums, eine Stellung, die es in Venedig gab. Er müsste zwanzigtausend Franken Gehalt haben und einen Unterbibliothekar, auf dass die so aufgespeicherte Summe von Wissen ewig erhalten bleibe. Amen!

§ 2

## Der Architekt

Mir sind in Paris Visitenkarten in die Hände gekommen, die also lauteten: „Monsieur So und So, Architekt des Ministeriums des Innern, oder der Kammer der Deputierten usw."

Was nun den der Deputiertenkammer betrifft: Wenn der alles wieder aufbauen sollte, was diese zerstört hat, dann wäre sein Platz keine Sinekure mehr und er wahrhaftig ein grosser Mann. Aber diese Posten erklären, warum in Frankreich in einem fort gebaut, demoliert und wieder aufgebaut wird. Denn die Architekten fühlen das Bedürfnis, die Notwendigkeit ihrer Posten zu beweisen. Wie die Dinge heute stehen, gehört es zum guten Ton, dass jedes Ministerium seinen eigenen Architekten habe. Die Schmeichelei ist in Frankreich zu allen Zeiten sehr erfinderisch gewesen. Unter Ludwig XIV. hatte jeder Minister seine Maitressen, und sein kleines Versailles. Meudon, das Palais Louvois ist auch heute für einen Prinzen nicht zu eng.

Wenn der Architekt das Ministerium erbaut, sind die Beamten nicht drin; wenn die Beamten drin sind, ist es der Architekt nicht mehr. Die Existenz des Architekten ist also wie die des Bibliothekars von einer Vernunft diktiert, die nur die Vernunft des Ministers begreift.

Dieser Posten ist jedoch ohne Zweifel geschaffen worden, um zu erweisen, wie weit ein Künstler ein Beamter, oder wie weit ein Beamter ein Künstler sein kann.

Der Architekt ist wie der Bibliothekar ein Beamter, dessen Glück schon der Seligkeit nahe ist. Er ist nur vom Minister abhängig, und oft genug ist der Minister es von ihm.

## § 3

## Der Herr mit der „besonderen" Mission

In jedem Ministerium hat man das Bedürfnis, zu erfahren, ob in den andern Ländern die Angelegenheiten des Ministeriums, das mit dem eigenen korrespondiert, nicht besser stehen, oder gar, ob schlechter. Man wendet sich dann an einen Journalisten, einen Feuilletonisten, einen Publizisten, kurz irgendeinen Spezialisten, der kein Geld hat, aber die Gabe, die Angelegenheiten dieses Ministeriums, von denen der junge Mann keine Ahnung hat, zu vergleichen mit jenen der fremden Ministerien, von denen weder der junge Mann, noch sein Herr Minister eine Ahnung hat.

Eine solche Aufgabe, geboren aus der Ehe einer Republik mit einem König, — was man eine billige Regierungsform nennt, — heisst eine „besondere Mission".

So eine Mission wird nur erlesenen Geistern erteilt, denen der Aufenthalt in Paris gewisse Schwierigkeiten bereitet, die ein Bedürfnis nach Luftveränderung und Bereicherung ihres Wissens empfinden, den Wunsch, neue Bekanntschaften zu machen und alten aus dem Wege zu gehen. Diese erlesenen Geister sind bereit, sodann im staatserhaltenden Interesse Reisen zu tun, wofür sie eine Entschädigung von drei- oder vierhundert Franken im Monat bekommen, was ich schäbig finde. Der Sohn eines Deputierten, der Literat, der Feuilletonschreiber wird also schlechter bezahlt als ein Commis voyageur. Die französische Regierung kauft eben alles zu Ramschpreisen. England bezahlt Reisende dieser Art ganz enorm; sie bringen dafür auch immer instruktive Berichte vergleichender Politik mit; verstehen es meisterhaft, den Stand fremder Industrien auszukundschatten, und können sagen, ob der Industrie Englands irgendwo Gefahr droht. Auch in Russland ist man in dieser Beziehung sehr nobel. Der französische Reisende aber, der von der Überlegenheit des eigenen Landes von Hause aus durchdrungen ist, macht unterwegs ungefähr fünfzehn Franken Schulden den Tag und bringt als grossartiges Endergebnis seiner

Reisen einen Artikel für die Regierungsblätter heim, aus dem der normale Leser gar nichts, der Minister sehr wenig erfährt.

Diese Herren in „besonderen Missionen“ sind die Drachenflieger der Ministerien.

## § 4

## Der Kassier

Je weiter die Zentralisation der Verwaltung fortschreitet, desto mehr Kassen verschwinden. Bald wird man kaum noch eine leise Erinnerung an den Kassier des Ministeriums haben. Aber diese Stellung, die es noch in einigen Ministerien gibt (im Ministerium des Innern beispielsweise), ist die sicherste von allen. Der Kassier ist der Herr im Ministerium, er ist der Liebling unter den Beamten, die Lieblingskatze des Hauses. Während der Restauration hatte die Kammer weniger kleinliche Begriffe von Regierungsangelegenheiten, als heutzutage. Man sparte nicht an Kerzenstummeln — um im Kassierstil zu sprechen, — die Kammer bewilligte jedem Minister, der die Geschäfte übernahm, eine bestimmte Entschädigung für sogenannte Übersiedlungskosten. Denn es kostet ebensoviel, sich in einem Ministerium zu installieren, als es zu verlassen. Wie kann man denn auch mit einem Mann in hoher Stellung um ein paar Groschen feilschen, der gezwungen ist, seine Privatgeschäfte

aufzugeben, seine eigenen Sachen alle liegen zu lassen, auszuziehen usw.? Diese Entschädigungssumme war fünfundzwanzigtausend Franken. Offenbar die eigenen phantastischen Launen vorausahnend, hat die Kammer nach dem grossen „Ausziehen" von 1830, als sie eben von zwanzig ver-

Trimolet

schiedenen Ministerien entbunden wurde, diese Budgetposten gestrichen; jedenfalls, damit ihre Passion — das ewige Wechseln der Minister — nicht ein zu kostspieliges Vergnügen wird. Denn die Kammer ist sparsam und nüchtern selbst bei den verrücktesten Dingen, die sie bestimmt. M. Thiers allein hätte ja auf diese Art siebenmal fünfundzwanzigtausend Franken bekommen. Nie vor-

her hat man eine Revolution so vorsichtig Unvorsichtigkeiten tun sehen.

War ein Sturm über ein Ministerium niedergegangen, so fragten sich alle Beamten zitternd: „Was wird dieser Minister nun tun? Wird er die Gehälter erhöhen oder vermindern?“ — Eins ist so fatal, wie das andere: vermehren bedeutet manchmal einfach: aus einem Gehalt zwei machen! — Da nahm der Herr Kassier fünfundzwanzig schöne Tausendfrankenscheine, liess sein breites Lakaiengesicht froh glänzen und sich bei Monseigneur melden, um das ministerielle Ehepaar in den ersten Momenten des Entzückens zu überraschen. Auf die Frage des Ministers nach seinem Begehr, brachte er die Summe zum Vorschein und erklärte ihren Sinn. Und die Gemahlin des Ministers, angenehm und beglückt überrascht, nahm eilig als gute Hausfrau hinweg, was die Übersiedlung kostete, er aber konnte als Erwiderung auf die Frage: „Ist Ihre Exzellenz mit meinen Diensten zufrieden usw.“ mit Sicherheit die Bestätigung im Amte erwarten.

Der Kassier hat die Gabe, sich für eine Maschine auszugeben, für einen Mann ohne Verantwortung; er will nur als Ziffer gelten wie seine Ziffern. Er assimiliert sich seinen Goldstücken. In seine Kasse geduckt, wie ein Vogel im Käfig sitzt er da, gegen Absetzung gefeit. Will man das Bild eines glücklichen Mannes malen, dann braucht man nur das

feiste, aufgeblähte und gleichzeitig platte Gesicht eines Ministerialkassiers zum Modell zu nehmen; Sorgenfalten gibt's da nicht.

Achtes Axiom:

Volle Kasse — voller Bauch!

## § 5

## Der Privatsekretär

Ein richtiger Zugvogel, verschwindet der Privatsekretär eines jeden Ministers mit seinem Herrn, um oft wieder mit ihm auf der Bildfläche zu erscheinen. Sinkt der Kurs des Ministers in der königlichen Gunst oder der parlamentarischen Atmosphäre, dann fällt mit ihm der Privatsekretär, um später auch wieder mit in die Höhe gebracht zu werden. Oder man setzt ihm irgendeine fette Pfründe der Regierung aus; beim Rechnungshof etwa, dieser gastlichen Herberge, in der die Sekretäre abwarten, bis der Sturm sich verzogen hat.

Der Privatsekretär ist stets ein junger Mann, dessen besondere Fähigkeiten einzig und allein dem Minister bekannt sind. Dieser junge Mann ist der kleine Fürst von Wagram des ministeriellen Napoleons; seine Frau sein Éphestion. Er weiss alle Geheimnisse, erhitzt die Laugewordenen wieder, bringt Vorschläge, schleppt sie wieder wo anders hin, begräbt sie, spricht jene „Nein" und „Ja", die der Minister selbst nicht sagen will. Er

Daumier

fängt die ersten Schüsse, die ersten Ausbrüche der Verzweiflung und der Wut auf. Man weint und man lacht mit ihm. Er spielt nach Bedarf die Rolle des Beleidigten und Kompromittierten, umschmeichelt die Blätter und bearbeitet ihre Redakteure. Er ist das geheimnisvolle Bindeglied, das mancherlei Interessen mit dem Minister verknüpft, ist diskret wie ein Beichtvater. Er weiss und weiss nicht, er weiss alles oder gar nichts. Er muss flinke Beine und sichere Augen haben; er sagt über den Minister, was der nicht selbst über sich sagen kann. Zuguterletzt: mit ihm darf der Minister sein, wie er ist, seine Perücke, sein falsches Gebiss und seine Skrupel ablegen, seine Pantoffeln anziehen, seine schlauen Masken ablegen und sein Gewissen sozusagen im Negligé zeigen.

Dieser junge Mann ist nicht gerade ein Staatsmann, aber er ist ein Politiker und zuweilen personifiziert er geradezu die Politik eines Mannes.

Fast immer jung, ist er im ministeriellen Haushalt ungefähr, was der Adjutant für den General ist. Sein Metier ist Freundschaft. Er ist der Pylades des Ministers, er schmeichelt ihm und gibt Ratschläge. Er muss schmeicheln, um raten zu dürfen, raten, um schmeicheln zu dürfen; die dickste Schmeichelei muss aussehen wie ein offenes Freundeswort. Fast alle die jungen Leute, die dieses Handwerk üben, haben denn auch eine gelbliche Gesichtsfarbe . . . Die Gewohnheit, zu allem

und jedem, was gesagt wird, mit dem Kopf zu nicken, um Zustimmung auszudrücken, gibt ihrem Kopf etwas Fremdartiges. Und sie nicken unbedenklich zu allem, was man nur sagen kann. Ihre Sprache ist voll von „aber", „immerhin", „trotz allem", „ich", „ich würde", „ich, an Ihrer Stelle" (sie sagen recht oft: „An Ihrer Stelle"), kurz, von Worten, die vorsichtige Bedenken vorbereiten.

So ein Opfertier hat nur zehn- bis zwanzigtausend Franken Gehalt, allerdings profitiert er einen Platz in der Loge, Einladungen, darf im Wagen des Ministers sitzen. Wenn man sich überlegt, wie viele Briefe er neben seiner sonstigen Betätigung noch öffnen und lesen muss, so wird man zugestehen, dass ein so nützliches Individuum in einer Monarchie besser bezahlt würde. Der Zar Nikolaus wäre frob, für fünfzigtausend Franken im Jahre so einen liebenswürdigen konstitutionellen Pudel zu bekommen, was Sanftes, immer schön Frisiertes, Zärtliches, Geschäftiges, erstaunlich gut Dressiertes, Wachsames und Treues.

Allein nur in den Bureaus einer konstitutionellen Verwaltung kann der Privatsekretär gedeihen, nur dort entdeckt, gezüchtet und zur vollen Blüte entwickelt werden. In einer Monarchie gibt es nur Höflinge und Lakaien; erst wo eine konstitutionelle Verfassung da ist, kann man bedient, umschmeichelt werden von freien Männern. Also sind die Minister in Frankreich glücklicher als

die Frauen und die Könige: sie haben einen, der sie versteht.

Ich für meinen Teil habe diese Privatsekretäre immer bedauert, wie ich die Frauen und schönes weisses Papier bedauere: sie müssen alles geduldig über sich ergehen lassen. Wie keusche Frauen dürfen sie Talent nur im geheimen haben, nur für ihre Herren, die Minister. Verraten sie ihr Talent der Welt, so ist es aus mit ihnen.

Der Privatsekretär M. Guizots heisst: Genie. Man kann von diesem Minister wie von Sokrates sagen, er und sein Genie seien unzertrennlich.

### Neuntes Axiom:

Ein Privatsekretär ist ein Freund, der einem von der Regierung zur Verfügung gestellt wird.

Siebentes Kapitel

## Der Hilfsarbeiter

Der Hilfsarbeiter ist für die Administration, was der Chorknabe für die Kirche, das Soldatenkind für das Regiment, die Ballettratte oder der Statist fürs Theater: etwas Naives, Unschuldsvolles, ein von Illusionen verblendetes Wesen. Und wohin kämen wir ohne Illusionen? Sie gibt uns die Kraft, die Tollheiten junger Kunstbewegungen und die Anfänge aller Wissenschaften zu verdauen, sie gibt uns den Glauben. Illusion ist Vertrauen ohne Grenzen. Er also, der Hilfsarbeiter, hat Vertrauen zur Behörde. Ihm kommt der Verdacht nicht, sie könne kalt, grausam, hartherzig sein, was sie in Wahrheit ist.

Es gibt nur zwei Arten des Hilfsarbeiters: den armen Hilfsarbeiter und den reichen Hilfsarbeiter.

Der arme Hilfsarbeiter ist reich an Hoffnungen und braucht einen Posten; der reiche Hilfsarbeiter ist arm an Geist und braucht gar nichts. Wohlhabende Familien sind nicht dumm genug, ihre *begabten* Söhne in den Staatsdienst zu stecken.

Der reiche Hilfsarbeiter wird einem höheren Beamten anvertraut oder in der Nähe des Generaldirektors untergebracht, der ihn in jene Geheimnisse einweiht, welche Bilboquet, dieser tiefsinnige

Philosoph, die grosse „Komödie der Behörde“ nennen würde. Ihm versüsst man die Schrecken der Probezeit, bis er irgendeinen festen Posten erhält. Der reiche Hilfsarbeiter versetzt die Bureaus nicht in Schrecken und Erregung. Die Beamten wissen sehr gut, dass er keine Gefahr für sie ist; denn der wohlhabende Hilfsarbeiter hat es nur auf die *hohen* Stellen in der Verwaltung abgesehen. Die Presse verfolgt allerdings den reichen Hilfsarbeiter oft genug mit ihren Angriffen, denn er ist immer der Vetter, Neffe, Anverwandte irgendeines Ministers, eines Deputierten, eines einflussreichen Pairs; aber die Beamten sind mit ihm im Bunde, sie suchen seine Protektion.

So ist also der *arme* Hilfsarbeiter der wahre, der einzige Typus des Hilfsarbeiters. Fast immer ist er ein Kind vom Bau, der Sohn einer Beamtenwitwe, oder eines verabschiedeten Beamten, der von seiner schmalen Pension lebt, und die ganze Familie schindet sich zu Tode, um den Sohn zu ernähren, ihm ordentliche Wäsche und Kleider zu schaffen. Er wohnt fast immer in einem Stadtviertel, wo die Mieten gering sind, verlässt frühmorgens sein Haus. Die Wetteraussichten sind seine Balkanfrage! Zu Fusse gehen können, ohne die Schuhe schmutzig zu machen, die Kleider schonen, genau mit der Zeit rechnen, — denn ein heftiger Regenguss, vor dem er unter einem Dach Schutz suchen muss, könnte ihn aufhalten —, das sind

die Probleme, die seinen Geist in Anspruch nehmen müssen. Die Trottoirs, die Pflasterung der Boulevards und der Quais bedeuteten für ihn wahre Wohltaten. Führt Euch einmal irgendein ausgefallener Grund des Morgens um halb acht oder acht durch die Strassen von Paris, und seht Ihr dort bei beissender Kälte, bei strömendem Regen, erbärmlichem Wetter einen bleichen Jüngling auftauchen, der mit ängstlicher Miene ohne Zigarre seines Weges geht, dann sagt Euch: „Das ist ein Hilfsarbeiter". Er hat sein Frühstück schon hinter sich. Gebt Ihr Obacht auf seine Taschen, so seht Ihr die Konturen eines Brötchens sich abzeichnen, das seine Mutter ihm eingesteckt hat, damit er ohne Schaden für den Magen die neun Stunden überstehen kann, die sein Frühstück von seinem Diner trennen.

Die naive Hoffnungsfreudigkeit des Hilfsarbeiters hält nicht lange vor. Bald lernt er die ungeheuerliche Distanz ermessen, die zwischen einem Souschef und ihm klafft, eine Distanz, die kein Mathematiker ausrechnen kann, weder Archimedes, noch Newton, noch Pascal, noch Leibniz, noch Kepler, noch Laplace zu werten imstande war, und die zwischen der Null und der Eins existiert, zwischen einer fraglichen „Remuneration" und einem Gehalt.

Der Hilfsarbeiter merkt dann, wie aussichtslos seine Karriere ist. Er hört die Beamten von unge-

rechten Beförderungen reden, und man klärt ihn über die Motive auf. Er kommt auf die Intrigen der Bureaus, er entdeckt die absonderlichen Wege, auf denen seine hohen Vorgesetzten zu ihren Ämtern gekommen sind. Der eine hat eine junge Dame geheiratet, die einen Fehltritt begangen, der andere die uneheliche Tochter eines Ministers zur Frau genommen. Dieser hat eine schwere Verantwortung auf seinen Buckel genommen; ein anderer hat seine Gesundheit bei forcierter Arbeit aufs Spiel gesetzt, oder war begabt mit der zähen Beharrlichkeit des Maulwurfs. Und solcher Wundertaten fühlt sich nicht jeder und jederzeit fähig.

In den Bureaus weiss man alles.

Der unfähige Mann hat eine Frau voll Verstand und Energie, die ihn vorwärts bringt, die ihn zum Abgeordneten gemacht hat. Wenn er auch kein Talent im Dienst hat, kann er intrigieren. Einen Staatsmann hat jener zum intimen Freunde — seiner Frau, ein anderer ist der Helfershelfer eines einflussreichen Journalisten.

Angewidert verlangt der Hilfsarbeiter nun seine Entlassung. Dreiviertel der Hilfsarbeiter verlassen also die Administration, ohne je Beamte gewesen zu sein. Übrig bleiben nur die Hartköpfigen und die Idioten, die sich sagen: „Ich bin nun drei Jahre da, schliesslich werde ich doch einen Posten kriegen.“ Und dann noch die jungen Leute, die sich „berufen“ fühlen. Offenbar bedeutet die Existenz des

Hilfsarbeiters für die Verwaltungen ungefähr das, was das Noviziat für die religiösen Orden: eine Prüfung. Die Prüfung ist hart. Sie lässt jene erkennen, die Hunger, Durst und Armut ertragen können, ohne vom Ekel angefasst zu werden, deren Temperamant sich an diese fürchterliche Existenz, wenn man will, an diese „Berufskrankheit" des Bureaus gewöhnen kann.

Von diesem Standpunkt aus betrachtet, ist die Institution der Hilfsarbeiter also nichts weniger als eine infame Spekulation der Regierung, um sich unbezahlte Arbeit zu verschaffen, im Gegenteil: eine Wohlfahrtseinrichtung.

Von dreissig Hilfsarbeitern bleiben also sieben übrig, die sich an die Luft des Bureaus akklimatisiert haben. Die ihre Hände so sehr ans Schreiben gewöhnt, ihren Köpfen aber das Denken so abgewöhnt haben, ihrem Verstand es abgerungen, sich nur noch in den Kreisen des „Administrativen" hin und her zu drehen, dass sie es bis zum definitiven Angestellten bringen oder bis zu Chefs in spe.

Der Tag, an dem sie diese Höhe erklimmen, ist fürwahr schön; sie klimpern mit dem Gelde und liefern es nicht ganz ihrer Mutter ab. Und Venus lächelt diesen Erstlingsfrüchten der ministeriellen Kassen siegreich zu.

## Achtes Kapitel

# Beschwörung:

Und nun erscheint, Ihr Gestalten, all' Ihr roten und fahlen, Ihr fratzenhaften und gravitätischen, Ihr müden, welken, enttäuschten, traurigen, zerzausten und grauhaarigen Physiognomien, duckmäuserisch bornierte oder verschlagene; erscheint auch Ihr geistreiche, Ihr grosse Männer, von deren Ruhm keiner sagt, wenn Ihr auch ein Ordensbändchen habt; die Ihr unsere Regimenter und Flotten in Bewegung setzt, unsere Geldstücke einsammelt, Städte und Länder überwacht, Paris approvisioniert, für Gewissen und Begabungen Tarife festsetzt, Bilder und Statuen bestellt, Beamte in Pension schickt, Charaktere und Fähigkeiten jener Männer einschätzt, die dem Vaterlande dienen, seine Einnahmen zählt und Produkte bewertet, sein Hab und Gut verwaltet!... Und Ihr Passagiere, Obacht! Dies sind die Matrosen an Bord, wenn, was der „Constitutionnel" und viele Redner behaupten, richtig ist: der Staat ein *Schiff* ist.

## Neuntes Kapitel

# Varietäten der Herren definitiven Staatsbeamten

### Zehntes Axiom:

Was nicht Hilfsarbeiter oder wenigstens Souschef ist, ist kurz und bündig: Staatsbeamter. Es gibt unter ihnen nur zwei Klassen: ledige und verheiratete.

Der ledige Staatsbeamte ist in der Regel ein schlechter Beamter; man kann ihn mit dem ersten Blick von dem verheirateten unterscheiden. Der ledige hat Schulden, er ist weder so gut noch so reinlich gekleidet wie der verheiratete Mann.

Der verheiratete Beamte ist fast immer fest entschlossen, seinen Weg im Verwaltungsdienst zu machen und dabei zu bleiben; er nimmt selten seine Entlassung. Von hundert ledigen Beamten verlassen vierzig schliesslich doch diese Laufbahn. Der Junggeselle ist eben mancherlei Einflüssen zugänglich, die ihn zu einer Veränderung bringen, während der verheiratete Staatsbeamte nur *einen* Einfluss kennt. Der Junggeselle folgt seinen Launen, gibt sein Gehalt in den ersten zehn Tagen des Monats aus, fastet während der zwanzig übrigen oder pumpt. Er denkt nur an sich selbst: sein Ehrgeiz kennt

keine Grenzen, er will zuviel, der langsame Trott der Verwaltung passt ihm nicht; immerhin man trifft zuweilen auch eine Abart Junggesellen, die beharrlich und mit zähem Willen auf ein bestimmtes verschwiegenes Ziel hinarbeiten. Und gewöhnlich erreichen sie es; denn sie sind pünktlich, sparsam und leben in geordneten Verhältnissen. Würde man sich um ihr Privatleben kümmern, man fände, dass sie meistens *nahezu* verheiratet sind.

Nun aber wollen wir von den verschiedenen Nüancen sprechen, welche diese Varietät der Gattung Mensch, die man in Paris *Beamter* nennt, differenzieren.

Der Beamte, der ein *schöner Mann* ist. — Dieser Beamte, der in der Regel Expedient bleibt und nie über die Stufe des Konzipisten hinauskommt, blüht in den Bureaus zwischen zwanzig und vierzig Jahren. Während dieser ganzen Zeit sieht er aus wie ein junger Mann zwischen fünfundzwanzig und fünfunddreissig. Er ist immer gut gewachsen, hält auf seine Taille, posiert mit einem eleganten, romantisch zugestutzten Gesicht; Haare, Bart und Schnurrbart sind wohlgepflegt wie die Locken einer ausgehaltenen Frau. Er lacht gerne, um seine schönen Zähne zu zeigen. Sein Frühstück besteht aus einem trockenen Brötchen und einem Glase Wasser, er wohnt in einer möblierten Mansarde (Miete zwölf Franken den Monat) und speist

um zwanzig Sous in der Taverne von Lucas zu Mittag. Er opfert alles seiner äusseren Erscheinung. Seine fünfzehnhundert Franken Gehalt fliessen in die Tasche des Schneiders. Seine Hosen bringen stets seine „Formen" zur Geltung; er trägt ganz anliegende oder halbanliegende mit Bauschen oder Stickereien. Er hat feine Schuhe, *üppige*, von einem

Trimolet

Ringe gehaltene Krawatten, *frischgebügelte* Hüte. Er trägt den Ring à la chevalière *über* den gelben Handschuhen. Alle seine Anzüge und Gehröcke sind eng auf Taille geschnitten. Er spart an Socken und Hemden, aber er lässt sich täglich die Haare brennen. Der höchste Spass in den Bureaus ist es, zu wetten, dass er ein Korsett trägt.

Die wichtige Betätigung dieses Beamten ist: den Zahnstocher im Munde die grosse Allee der Tuilerien auf und ab zu spazieren. Er mimt den

reichen, jungen Mann und kopiert dessen Allüren. Er lebt von der Hoffnung, dass eine junge Engländerin, eine Witwe, eine Fremde von Distinktion, irgendeine Frau in Liebe für ihn entbrennen wird. Das Programm seines Lebens ist, Gelegenheiten zu suchen. Er zeigt sich, er stellt sich zur Schau, er erwartet einen günstigen Zufall. Ein Märtyrer seiner Existenz, geht er abends in zwei oder drei Kaffeehäuser, die von den Frauen reicher Wirte geführt werden und macht ihnen den Hof, für den Fall, dass sie Witwen werden sollten.

Der „schöne Mann" unter den Beamten hat feste Preise; bei einer Rente von sechstausend Franken nimmt er eine Bucklige, bei achttausend Franken Rente darf es eine Frau von vierzig Jahren sein, bei dreitausend eine Engländerin. Er spioniert den Bureaufräuleins nach sowie den reichen Krämerfrauen. Manchmal kann man ihn ertappen, wie er spiessbürgerliche Gesellschaften durch den Vortrag sentimentaler Romanzen erfreut. Dieser Beamte hungert zuweilen, um sich irgendwelchen modischen Tand kaufen zu können.

In den Bureaus amüsiert man sich über diese Amadis mit leeren Taschen. Aber man hat unrecht. Sie haben ihre Pläne, sie schaden Niemandem, sie glauben an etwas und geben sich diesem Glauben hin. Im Karneval sind sie treue Habitués der Maskenbälle; selbst da glauben sie ihr Glück zu finden, das ihnen doch überall entflieht. Viele von ihnen

nehmen schliesslich irgendeine Modistin, weil sie des Kampfes müde geworden sind oder irgendein altes Weib; manchmal ist es auch eine junge Person, auf die ihr „Physisches" Eindruck gemacht hat, und bei der ein mit albernen Liebesbriefen durchwobener Roman endlich zum Ziel geführt hat. Diese Beamten sind manchmal sogar kühn: sie sehen in den Champs Elysées eine elegante Frau in ihrer Equipage vorbeifahren, verschaffen sich ihre Adresse und senden ihr auf gut Glück leidenschaftliche Episteln.

Der schöne Mann unter den Beamten hat seinen Posten, um zu leben und seine Erscheinung, um sein Glück zu machen.

## Die Gamasche

Die Gamasche wird manchmal Konzipist oder Rechnungsrat. Um die fünfundvierzig herum ist seines Lebens Höhe. Er ist immer verheiratet, fast immer Sergeant-Major a. D. seiner Kompagnie, er wohnt in einem Vorort, wo er ein Häuschen mit Garten gemietet hat. Er ist mittelgross und dick, macht langsame und viele bedächtige Schritte. Er bildet sich was darauf ein, „bei der Regierung" zu sein, ist stets bestrebt, für Ruhe und Ordnung im Verlauf aller Dinge zu sorgen, stolz, keine politische Meinung zu haben. Die Ansichten des „Journal des Débats", der einzigen Zeitung, die er liest, macht er zu seinen eigenen; er ist *für* die Regie-

rung, die eben am Ruder ist, welche es auch sei. Von ehrlichem Eifer beseelt, — einem Eifer ohne alle Hintergedanken, — arbeitet er bereitwillig eine Stunde über seine Zeit hinaus, um irgendeine Arbeit zu beenden, die der Chef haben will.

Seine Frau gibt Klavierstunden in Mädchenpensionaten. Er empfängt einen Abend in der Woche, da gibt's dann Bier und Kuchen, und man darf Lotto um Sousstücke spielen oder Manille, und trotzdem der Einsatz so mässig ist, ereignet es sich an hitzigen Abenden, dass der Kollege von der Mairie des XII. Arrondissements seine sechs Franken wohl oder übel verliert.

Die Gamasche ist voll Anteilnahme für jeden; aber nur mit Worten. Seine Frau hält ihn kurz und gibt ihm höchstens zwölf Franken monatlich Taschengeld. Übrigens bindet ihn an sie eine wirkliche Neigung.

In seinem Salon (er hat einen Salon) leuchtet von der grüntapezierten Wand mit dem roten Fries das Bild der „Regierung", wie Madame Grassini von der Büste Napoleons sagte. Aber Louis Philipps Porträt nur neben dem der Königin. Ausserdem hängen da noch „Das Leichenbegängnis des Bettlers" nach Vigueron, „Der Landmann als Soldat" und die Totenmaske des *Kaisers*.

Sonntag unternimmt die Familie, wenn schönes Wetter ist, Landpartien in die Umgebung von Paris, deren Karte man sich geleistet hat. Die Gama-

sche, die von seinen Kindern ehrfürchtig respektiert wird, hat ihnen bereits Antony, Arcueil, Bièvre, Fontenay-aux Roses, Aulnay, gezeigt; wenn der Osten gründlich erforscht ist, wird man sich nach Westen wenden und so weiter. Der älteste Sohn soll wie der Vater in den Staatsdienst treten; der zweite bereitet sich zum Eintritt in die technische Hochschule vor.

Dieser Beamte sagt zu seinem Ältesten: „Wenn Du die Ehre haben wirst, der Regierung zu dienen, dann. . . . . .“

Er hält seinen Abteilungschef für ein Genie und stellt ihn vor seinen Sohn als leuchtendes Beispiel, indem er oft und oft sagt: „Wie glücklich wäre ich, wenn Du werden könntest wie M. Bouvard!“

Fährt zufällig der Wagen des Ministers an ihm vorbei, wenn er im Begriffe ist, sein Bureau zu verlassen, dann nimmt die Gamasche den Hut ab, einerlei, ob der Wagen leer oder besetzt ist. Und wenn der Bureauchef ihm eine Arbeit zuweist und erklärt, dann lauscht die Gamasche mit Hingebung, er strengt seine Intelligenz an, lässt sich alles explizieren, lauscht mit Inbrunst den weisen Worten.

Dieser musterhafte Beamte ist schweigsam im Amte, ein exakter Arbeiter, der die Füsse auf einen Schemel gestützt, sich gewissenhaft in seine Akten vertieft. Sorgsam legt er die Feder am Rande des Tisches nieder, ehe er sein Schnupftuch zieht, feierlich nimmt er sie sodann wieder auf. In seiner amt-

lichen Korrespondenz ist er gemessen, nimmt alles ungemein ernst, legt Nachdruck auf die gleichgültigsten Dinge. Er tut nichts im Bureau ausser der Arbeit für *seine* Regierung. Und wenn er auch keinen seiner Kollegen, die während der Amtsstunden anderes als ihre Bureauarbeit machen, tadelt, — Ihm würde sein Gewissen *so etwas* nicht gestatten.

Zu Hause kopiert er abends und morgens Aktenstücke aller Art für Rechtsanwälte und Notare, denn Gott hat ihm eine schöne Handschrift geschenkt. Die Früchte des rastlosen Fleisses seiner Frau und seines eigenen, dazu das bisschen Vermögen, das sie hat, und sein Gehalt machen etwa tausend Ecus aus. Dank der strengsten Sparsamkeit gelingt es ihnen denn auch, alljährlich tausend Franken auf die hohe Kante zu legen, um der kleinen Tochter eine Mitgift zu schaffen.

Die Gamasche trägt tadellose Wäsche und eine brillantenbesetzte Busennadel, die ihm die Schwiegermutter am Hochzeitstage geschenkt hat. Seine Tochter stickt ihm Hosenträger. Er favorisiert noch den schwarzen Rock, weisses Gilet und blaue Beinkleider. Es hat lange gedauert, ehe er sich zu Stiefeln bekehren liess.

In dieser Familie feiert man Jahres-, Geburts- und Namenstage; und für diese festlichen Gelegenheiten dichtet er Verschen. Er fehlt bei keinem Leichenbegängnis, bei keiner Hochzeit; er geht

sogar bis zum Père-Lachaise mit. Er macht seinen Vorgesetzten am Neujahrstage seine Reverenz. Seit zwölf Jahren knapst er sich von seinen zwölf Franken monatlich etwas ab und nascht an der Börse, um seine Sehnsucht zu erfüllen, deren Heftigkeit von Jahr zu Jahr wächst, nämlich seine einzige Leidenschaft: er will die Schweiz sehen!

Randbemerkung für die hochwohlgeborenen Damen, die diese Physiologie lesen:

Der Haushalt dieses Beamten ist tadellos geführt. Die Mädchen sind gut gekleidet, wenn sie ausgehen, Mutter und Vater haben Haltung und Ansehen wohlhabender Bürgersleute. Der Vater, die Mutter, die Kinder haben stets weisse Wäsche, und an der Erziehung der Kinder wird nicht gespart. Gibt man ein Diner, so werden vor allem vier kleine Gerichte serviert, dann ein blutiges Rostbeef im Kreise schön mit Gemüsen garniert: es folgen Geflügel, zwei Entremets, zweierlei süsse Speisen; das Dessert ist fabelhaft (vierundzwanzig Schüsselchen). In diesem Hause liegen stets fünfundzwanzig Louisd'ors im Geheimfach des Sekretärs. Alles in allem, diese weise organisierte Wohlanständigkeit, diese Wachs und Honig zeugende Bienenexistenz ruht auf der Basis von tausend Ecus. Der Teufel hole diese Physiologie, wenn das nicht so ist . . . Und die Frau muss tugendhaft sein, Gott helfe ihr!

## Der Sammler

Die Bureauarbeiten sind für die Subalternbeamten so langweilig, dass jene, deren Geist noch nicht völlig erloschen ist, die Öde dieser Tätigkeit durch irgendeine Passion ausgleichen müssen. Darum fehlt selten in einem Bureau der Beamte, der Sammler und Kunstfreund ist.

Dieser stets solide, genaue, krittelige Beamte schert sich wenig um sein Avancement; er hat seine Stellung, von der er leben und seiner Passion fröhnen kann. Übrigens ist er meist kränklich, hasst also die Cafés, die Zigarren, das Leben „hoch zu Ross". Er geht um zehn Uhr zu Bett und steht um sieben auf. Ins Theater kommt er selten. Er bläst das Flageolet oder die Flöte und hat sich bei der Nationalgarde als Pfeifer einschreiben lassen, um nicht etwa Nächte im Dienste verbringen zu müssen. Er sammelt: Er abonniert auf alle Werke, die in Lieferungen zu haben sind, z. B. auf „Die Szenen aus dem häuslichen Leben der Tiere", illustriert von Grandville[1]) auf den „Don Quichotte", den „Florian", die „Français peints par eux-mêmes" (siehe die Buchhändlerkataloge); für alles, was man in Fortsetzungen bekommt, ist er sicherer Abonnent. Aber er sammelt die Werke in Lieferungen und denkt nicht daran, sie einbinden zu

1) Balzac macht hier wie öfter noch Reklame für seine Publikationen. F.

Daumier

lassen. Er kauft die Lithographien des Verlags Aubert und überhaupt alle Kunstgegenstände — bis zum Preise von fünfzig Centimes. Er stapelt in seiner Wohnung Kuriositäten auf, die man ihm schenkt, oder die er bei Auktionen „erwirbt", aber er geht bei seinen Erwerbungen nie über hundert Sous hinaus. Sein Heim ist auch voll von „seltsamen Mineralien", billigen Terrakotten, Petrifikationen aus der Quelle von Saint-Allyre de Clermont. Er hat ein Regiment kleiner Fläschchen, in denen er Baryt, Sulfate, Salze usw. aufbewahrt. Er darf von sich sagen: Mein eigen sind Korallen, Schmetterlinge, chinesische Schirme, getrocknete Fische, Münzen . . . . ."

Der Sammler verheiratet sich nicht. Er fürchtet die Ehe. Er will seine Unabhängigkeit wahren. Er hat immer eine Mutter, deren Aufgabe es ist, ihm tausend Franken Rente zu hinterlassen, die seine Pension ergänzen sollen. Oder er hat eine Schwester, die Modistin, Klavierlehrerin, Gesellschafterin ist, und mit der er sich früher oder später aufs Land zurückziehen wird. Er wird von den Müttern unverheirateter Töchter gesucht — allein dieser magere schwächliche Jüngling mit den zärtlichen, leichtumschatteten Augen, der in allen Jahreszeiten weisse Strümpfe, grünliche Beinkleider, Schnürschuhe, grüne oder nussbraune Glockenröcke trägt, lässt sich nicht verführen.

Im Bureau hat er einen Rohrfauteuil, dessen Sitz

entweder in der Mitte durchlöchert oder mit einem kreisrunden Lederkissen gepolstert ist; denn er hat Hämorrhoiden. Er klagt über schlechte Verdauung. Sonntag macht er in einem Eselwagen Ausflüge nach Montmorency, und hält diners sur l'herbe, zu denen er mitgebrachte Milch trinkt. Manchmal schleppt er das ganze Bureau nach dem Boulevard du Mont-Parnasse, wo es angeblich die besten Milchspeisen gibt.

Dieser Beamte wird oft Souschef.

## Der Beamte mit literarischen Ambitionen

Dieser Beamte ist ein Schlaumeier, der im Amte wenig tut und die Ausführung seiner Arbeiten den Hilfsarbeitern überlässt. Er gewinnt die Protektion des Abteilungschefs, dem er eine Loge zu allen seinen Premièren schickt; denn er ist ein unerschrockener Vaudeville-Fabrikant. Die Beziehungen zu seinen Mitarbeitern, zu den Theatern machen es ihm möglich, seinen Kollegen Freikarten, dem Bureauchef Logen zu schenken. Er leistet so ungefähr das Allernotwendigste, damit er seinen Gehalt beziehen kann; in Wirklichkeit arbeitet er nur an seinen Stücken. In den dramatischen Kompagnie-Gesellschaften ist er der tätige Teilhaber, er feilt den Dialog, macht die Couplets, flickt Szenen und arrangiert Striche. Seine Mitarbeiter kommen erst zu den Proben und verbessern, was er aufgeschrieben hat.

Der beamtete Vaudevillist wird manchmal Abteilungschef. Es gibt Beispiele dafür, das berühmteste ist Sewrin. In der Mitte seiner administrativen Laufbahn ist er, wenn alles nach der Regel geht, zumindest Souschef, er leistet seinen Vorgesetzten ja wertvolle Dienste. Er versöhnt mit diplomatischem Geschick den Minister mit seiner Maitresse, er verhindert das Erscheinen von Artikeln gegen Deputierte oder gegen seinen Generaldirektor. Er hat immer das Kreuz der Ehrenlegion. Seine Haltung ist ein wenig überlegen, hochmütig, er sieht aus wie ein hervorragender Funktionär. Im übrigen hat er sein Auskommen, ein Landgut und gönnt sich den Luxus eines Wagens. Er sagt einfach „Scribe", er sagt „Hugo", Dumas, Delavigue, Auber, Berlioz, er sagt sogar ganz einfach Ancelot. Er kennt *alle* Schriftsteller, speist fast immer im Restaurant, gibt seinen Freunden kleine Diners im Rocher de Cancale. Vom Ministerium bekommt er tausend Ecus und macht ungefähr sieben bis achttausend Franken jährlich beim Theater mit seinen Drittel- oder Viertelstücken.

Dieser Beamte ist nicht verheiratet, aber er hat sein „Verhältnis" beim Theater. Geist hat er nur auf der Bühne und in seinen Stücken; im gewöhnlichen Leben hat er nicht mehr davon als jeder andere Beamte. Seine Kollegen finden, er ist ein guter Kerl. Er kommt ins Amt, wenn es ihm gerade einfällt, und niemand sagt ihm etwas. Er bringt

sich Romane mit, liest sie, um „neue" Stoffe oder geistreiche Einfälle zu „finden".

Eine andere Nuance dieses Genres ist der Beamte mit literarischen Ambitionen, der statt der Stücke *Bücher* schreibt. Seine Existenz ist bei weitem nicht so glanzvoll wie die seines „Kollegen". Mit Müh und Not bringt er in zwei Jahren einen Roman zustande, und das bedeutet für ihn alles in allem, wenn's gut geht, einen Zuschuss von sieben bis achthundert Franken im Jahre. Aber er schreibt auch kritische Artikel für die Zeitung, die er nicht signiert. Er plagt sich um den Prix Montyon. Seine Existenz ist stiller, farbloser als die des Vaudevillisten, aber immerhin: er hat das Kreuz der Ehrenlegion. Er ist eifriger im Amte wie der andere, denn ihm stehen die Logen und Freibillets nicht zur Verfügung, mit denen er seine Unabhängigkeit erkaufen könnte. Er plagt sich mit der französischen Sprache und liest in freien Augenblicken Korrekturen. Aber er selbst glaubt so wenig an sein Talent, dass er sein Avancement nicht aufs Spiel setzen will. Manchmal gibt er das Schreiben schliesslich auf.

## Der Betriebsame

Dieser Beamte fällt durch seine Geschäftigkeit auf. Er spielt die Klarinette oder die Oboe in der Opéra Comique, ist also abends Musiker, und früh von sieben bis neun Uhr führt er irgendeinem Krämer die Geschäftsbücher.

Indem er abends in sein Stück Holz hineinbläst und des morgens Blut und Wasser schwitzt, bringt er es auf ein Einkommen von neuntausend Franken. Er hat eine charmante Frau und liebe Kinder. Der Betriebsame gibt sich auch mit der Kunst und den Künstlern ab. Seine Passion ist, Konzerte zu veranstalten, für die Beamten seiner Abteilung Freibillets bekommen, denn er ist der Proben wegen auf ihre rücksichtsvolle Aushilfe angewiesen. Er ist sehr musikalisch, deshalb geht er nur zu den Generalproben. Und die gefällige Verwaltung duldet das im Ministerium so gut wie im Theater. Daneben erzieht er sich immer einen Jüngling zur Musik und zur amtlichen Tätigkeit, der ihn vertritt und auch im Orchester sein Nachfolger werden soll.

Seine Frau, die sehr hübsch ist und einiges Vermögen besitzt, geniesst die vollste Unabhängigkeit. Sie bekommt ihren Mann nur beim Mittagessen zu sehen und ist stets mit seinem Abteilungschef intim befreundet; und so wird der Betriebsame auch immer befördert. Seine Frau empfängt jeden Mittwoch und spielt die Frau comme il faut. Sie gibt viel für ihre Toilette aus, aber der Haushalt leidet nicht darunter. Seine Kinder bekommen Freiplätze, Stipendien. Der Betriebsame hat Geist genug, um sich dumm zu stellen, er rühmt sein häusliches Glück. Er ist ein guter, dicker Mann, ein bisschen täppisch, wie alle Künstler, aber gesunder Menschenverstand fehlt ihm nicht. Der Bureauchef, der spürt, dass

er ihm gefährlich werden kann, erklärt: das ist ein durchtriebener Kerl. Der Betriebsame ist ein guter Arbeiter, hat Geist, macht witzige Wortspiele, erledigt flott seinen Teil Arbeit.

## Der Wucherer

Dieser Beamte sieht schrecklich aus. Er hat stets das gleiche Gesicht: entweder bleich, lang, grünlich, kahlköpfig mit scheelen Augen oder rot, erhitzt, voll von Pusteln. Er hat zu wenig Blut oder zu viel.

Er ist Beamter aus Berechnung, um leben zu können, ohne sein Kapital oder seine Zinsen angreifen zu müssen. Er ist schweigsam, schenkt seine ganze Zeit, seinen ganzen Verstand dem Dienste. Schliesslich macht er auch so seinen Weg. Er lacht nie, seine Lippen sind schmal, er gibt zwar gute Ratschläge, aber eingewickelt in stachelige Sentenzen. Kein Mensch im Bureau weiss, was er eigentlich treibt; er schweigt gut über sein Tun. Seine Klienten treffen ihn, ausgenommen am Fünfzehnten und Letzten des Monats von sieben bis neun Uhr früh oder zwischen fünf und sechs Uhr nachmittags zu Hause. Seine Abende sind das grosse Mysterium. Er ist der Beamte, zu dem im Hause am meisten Besucher kommen, dann geht er in den Hof hinunter und gibt Audienzen, bei denen er mehr schweigt als spricht; Unbekannte präsentieren ihm dann Papiere, die er mit kalter, unbe-

weglicher Miene prüft; worauf er kühl wieder hinaufgeht, zurück zu seiner Arbeit. Er ist im glücklichen Besitze einer goldenen Tabaksdose.

## Der Schmeichler

Dieser stets sehr mittelmässige Beamte hält sich durch die Dienste, die er erweist, und die Angst, welche er erregt. Er plaudert mit dem Bureauchef, mit dem Abteilungschef; er beobachtet sie und schleicht sich in ihr Vertrauen ein. Schliesslich kennt er ihren Geschmack und ihre Launen; seine Gefälligkeiten sind aller Art. Er berichtet ihnen, was in den Bureaus gesagt und getan wird. Er ist unersetzlich, denn er ist auf dunkle Geheimnisse gekommen; und wenn er zu solcher Niedertracht noch etwas Begabung oder Ehrgeiz hat, dann macht er sogar manchmal Karriere. Man sagt dann von ihm: er opfert sich auf. Und in der Tat, er lässt sich sogar von Zeit zu Zeit opfern und erträgt die üblen Folgen seiner Frechheit mit kühlem Blute; niemand kann sich seine Macht, niemand seine Demut erklären. Man weiss, dass er infam ist und gibt ihm die Hand. Man nennt ihn den „Jesuiten". Er denunziert ein bisschen, spioniert viel; und beides geschickt: man ist immer in seiner Hand.

## Der Krämer

Diese Sorte Beamter ist sehr häufig. Die meisten haben Frauen, die grosse Schneiderinnen sind, einen

Modesalon haben, Wäsche, Spitzen, Kaschmire, Modistenkram verkaufen. Die Behörde schätzt diese Leute sehr; sie sind mit ihrem Schicksal zufrieden, ihr Gehalt genügt ihnen. Und die Frauen dieser Beamten sind ebenso zufrieden wie die Behörde:

Trimolet

der Mann sitzt ihnen nicht den ganzen Tag im Genick, sie sind Herrinnen in ihrem Haus. Das gibt dann vortreffliche Beamte, vortreffliche Gatten, als Resultat: vortreffliche Ehen.

Diese Beamten haben jene phantastischen Familien geschaffen, wo der Gatte nur an Sonn- und Feiertagen zu sehen ist. Wenn sie aus dem Bureau heimkommen, verschwinden sie von fünf bis sieben

in einem Kabinett, um die Bücher ihrer Frauen in Ordnung zu halten, die Kasse zu führen. Bei den schicksalsschweren Geschäften erscheinen sie; ein Kaufmann ist dann erstaunt, einen schlauen Beamten zu entdecken, der die Interessen des Hauses zu wahren versteht. Diese Beamten sind auch häufig Teilhaber grosser Handelshäuser im Drogengeschäft, im besseren Kolonialwarenhandel und im Verlagsgeschäft. Es gab einmal einen Beamten im Schatzamt mit Namen Pollet, der die Stücke Scribes ankaufte, er handelte auch mit Romanen. Aber wenn der Handel blüht, kommt die Behörde zu kurz, und der Beamte verlässt diese magere Futterkrippe. Es ereignet sich aber auch, dass ein schlechtes Geschäft seine Kapitalien aufzehrt; dann bleibt ein unglücklicher Beamter im Dienst übrig, und die seriösen Leute im Amte erklären: es sei eben töricht, zwei Sachen zu gleicher Zeit machen zu wollen. Das Sprichwort: „Man kann nicht auf zwei Hochzeiten tanzen" läuft dann durch die Bureaus.

## Der Grübler

Der Mann nimmt seinen Beruf ernst: er studiert die Dinge, die Menschen, die Geschäfte. Er kennt alle Ressorts der Verwaltung; er liebt sein Vaterland, er weiss wie die Verhältnisse gerade liegen, verfasst Denkschriften über schwierige Angelegenheiten. Sein Gesicht ist oft düster und bekümmert, wie eben das eines Mannes, der nicht sicher ist, ob

er recht behalten wird; aber zu guter Letzt wird er erkannt und geschätzt. Man sagt: das ist ein Arbeitstier. Er nimmt sich noch Arbeit nach Hause mit. Er durchforscht alles im Ministerium. Ihn interessiert nichts ausser dem Dienst. Er entwickelt sich zu einem ganz besonderen Wesen, wie der Mann, der es vom Piloten zum Kontreadmiral, vom Unteroffizier zum General bringt. Er hat einen eisernen Willen und stellt ihn in den Dienst der Behörde. Nichts schreckt ihn ab, nichts entmutigt ihn. Und seltsam! dieser Mann wird beneidet, ihm macht jeder Schwierigkeiten. Der Minister, der Abteilungschef stellt an ihn die höchsten Anforderungen. Es ist gerade wie in einem Gespann, das gute Pferd bekommt bei jedem schlechten Schritt des Genossen die Peitsche zu spüren. Manchmal droht er die „Baracke", die „Bude" zu verlassen. Dann hält man ihn zurück, gibt ihm einen Orden. Mit fünfzig Jahren wird er dann Obersteuereinnehmer, Direktor einer Abteilung, hat die Ehre, in der Kammer einen Gesetzentwurf zu begründen — — —. Er macht eine glänzende Partie, das Publikum sieht in ihm den Vertreter der Amtsgewalt, die Geissel der Steuerzahler.

## Der arme Beamte

Und das ist die rührendste Gestalt. Der Mann, der weder Glück noch Stern hat, auch keinen Nebenberuf, kurz, der nichts hat als seinen Posten

und der die Frau heiratet, die er liebt. Für Augustine spart er sich alles vom Munde ab. Er mag pünktlich sein, alle Tugenden der Welt haben, er zählt nie mit. Seine Frau, die sich kaum den Luxus eines „Mädchen für alles" gönnt, stillt ihr Kind selbst, näht alles im Hause, geht selbst auf den Markt. Diese Leute leben von achtzehnhundert Franken im Jahre, und zwanzig Jahre schlagen sie sich so durch, ohne einen Sous sparen zu können. Diese zwei interessanten Wesen bringen es zustande: im Laufe ihres Lebens bescheidene Möbel aus Ahorn zu bezahlen, jedes Jahr vier Kleider, zwei Hüte, und Schuhe für die Frau und dazu die Stiefel und den Anzug des Mannes. In dem aufreibenden Kampfe dieses Lebens von der Hand in den Mund ist die Intelligenz des Mannes entweder völlig erloschen oder — sehr gewachsen. Er erfindet mechanische Korsetts oder Saugfläschchen, Feuerspritzen oder Spritzleder, Kamine, die kein Holz verbrauchen, Herde, auf denen man Koteletten mit drei Blättchen Papier braten kann. Und dann lässt er sich von dem Mann ausbeuten, der ihm das Geld für sein Patent leiht, und fällt wieder ins Elend zurück. Oder er bringt es so weit, seine Pension zu bekommen und sucht dann einen Posten als Privatbeamter.

Wenn er stirbt, ehe er pensionsberechtigt ist, weiss niemand, was aus seiner Frau, seinem Kind wird. Die Minister haben dieser armen Opfer wegen keine unruhigen Nächte.

## Zehntes Kapitel

# Resumé

Jeder muss nun begreifen, warum im Reiche der Bureaukratie alles gar so langsam geht.

Der Staat zahlt seinen Beamten so wenig, dass sie eine doppelte Existenz führen müssen, zwei Herren dienen, ihre Kraft halb dem Amt, halb irgendeinem andern Geschäfte geben; darunter haben natürlich die Geschäfte zu leiden, es kann nur langsam gehen, wie es ja auch geht.

Man frägt sich, wie das Haus Rothschild, das ebenso weitverzweigte Angelegenheiten hat wie das Finanzministerium, das ebenso grosse Summen umsetzt, in dem nicht allein die Finanzverhältnisse Frankreichs, sondern auch die Englands, Spaniens, Belgiens, Österreichs, Neapels, des Papstes und des Gross-Türken genau gekannt werden müssen, das ebensoviel Zinsen auszahlt wie Frankreich, und das im Geschäftsverkehr mit allen Städten Europas steht, — man frägt also, wie dieses Haus es zuwegebringt, mit zwanzig Beamten auszukommen, wenn das Finanzministerium tausend braucht. Die zwanzig Angestellten der Rothschilds arbeiten zehnmal mehr, als die des Schatzamtes. Sie haben aber auch eine Zukunft, sie lernen, wie man Bankier wird, sie wollen herausbekommen, wie man Millionen ver-

dient, vor ihnen steht ein Ziel, das im richtigen Verhältnis zu der aufgebotenen Energie steht. Die Staatsbeamten Frankreichs aber haben eine erbärmliche Zukunft; sie sind zwar sehr ehrenwerte Leute, aber es wartet ihrer nicht viel Ehre. Sie lernen nur, wie man ausgibt, nie, wie man einnimmt.

In frühern Zeiten fanden Anstrengung und Arbeit in den französischen Ministerien noch ihren Lohn: die kleinen Beamten Colbert, Letellier, de Lyonne zogen dann als Herren ins Ministerium ein. Heutzutage muss man Deputierter sein, um in der Verwaltung Karriere zu machen. Die Gehälter stehen in keinem Verhältnis zu den Anforderungen des Dienstes. Hundert Beamte mit einem Gehalt von zwölftausend Franken würden besser und pünktlicher arbeiten, als tausend mit zwölfhundert Franken. Aber die Maschine ist einmal so konstruiert; man müsste sie zerbrechen und neu aufbauen. Dazu hat aber keiner den Mut, weil wir so glücklich sind, eine Kammer zu haben, die törichte Interpellationsmanier der Opposition und die Puffkorruption in der Presse. Es besteht keine Solidarität zwischen Regierung und Verwaltung: der Minister will und will zugleich nicht; endlos sind die Wege, die zu einem Resultat führen. Der Raub eines Goldstückes ist verhindert, aber hart im Raume stossen sich die persönlichen Interessen. Es darf oft genug etwas Notwendiges erst nach geheimen Abmachungen, die schwer einer durchschauen kann,

geschehen. Dazu hat jeder Beamte, vom untersten angefangen bis zum Bureauchef, seine eigene Ansicht; sie sind nicht die Hände eines Hirns, das heisst, sie handeln nicht alle im gleichen Sinne der Regierung, sie dürfen ja gegen sie Reden halten, gegen sie stimmen, gegen sie Recht sprechen.

Subordination existiert in der Verwaltung in Paris nicht. Jeder Beamte kann seinen Chef demütigen, wenn der zu Fuss durch die Champs Elysées geht, während der kleine Beamte im eleganten Wagen an der Seite einer schönen Frau fährt. Ein höherer Beamter — sagen wir ein Direktor — der Präfekten ernennt und absetzt, der über die wichtigsten Angelegenheiten des Staates zu entscheiden hat, — in Paris bedeutet er so gut wie nichts. Man hat viel aufgegeben, als man die Kostüme und Uniformen abschaffte, auf die Napoleon so grossen Wert legte.

Von den neun Stunden, die jeder Beamte dem Dienste schuldig ist, gehören viereinhalb der Konversation, dem Geschwätz, Disput, dem Federnschneiden und Intrigieren. So verliert der Staat fünfzig Prozent Arbeit. Er könnte für zehn Millionen dieselbe Leistung bekommen, die ihn zwanzig kostet.

Die bisher beschriebenen Varietäten von Beamten sind die Räder der Maschine. Nun kommen die *treibenden Kräfte* dran.

## Elftes Kapitel

# Der Bureauchef

Über all den Gestalten, die man sich nach den geschilderten Beamtentypen wohl vorstellen kann, schwebt die durchaus nicht uninteressante Figur des Bureauchefs. Er ist in der Verwaltung, was in der Armee der Oberst ist. Aber ach! er sieht viel mehr nach einem Schulvorsteher als nach einem Oberst aus.

Man erreicht den Posten eines Bureauchefs nicht vor seinem vierzigsten oder fünfzigsten Lebensjahre, und fast alle Bureauchefs haben von der Pike auf gedient. Man muss schon von der Natur mit besonderen Kräften ausgerüstet sein und ganz ausserordentliche Fähigkeiten haben, um bis zu diesem Posten vorzudringen. Der Bureauchef muss natürlich ein rastloser Arbeiter sein, und in diesem Alter trägt sein müdes Gesicht dann jenen Ausdruck, der sagt: Ich bin mit mir zufrieden. Er hat fast immer einen Orden und eine Glatze, ist weder sorgfältig noch elegant angezogen. Vor allem aber drücken seine Züge eine gewisse Ablehnung aller Dinge aus: Er findet, dass das Spiel nie den Einsatz wert ist. Wie weit hätte er es in jeder anderen Karriere gebracht . . .!

Wohl gibt es unter den Bureauchefs manchen

gutmütig blickenden, behäbigen, wohlbeleibten Herrn, aber weitaus die meisten haben etwas undefinierbar Säuerliches, Despotisches in ihrem Gesichtsausdruck. Sie haben stets zu klagen, sei es über die Menschen oder über die Dinge oder über die Minister. Ein jeder ist eben im Innersten von der Richtigkeit dessen durchdrungen, was im vorigen Kapitel angeführt worden ist. Nicht einen gibt es, der Ihnen nicht in traulicher Verschwiegenheit unter vier Augen sagte: „Die Behörden sind schon eine komische Einrichtung, mir können Sie's glauben!" Sie haben mitangesehen, wie alles Gute, das in der Theorie möglich schien, in der Praxis unmöglich war; sie haben die vielversprechendsten Anläufe zu den traurigsten Resultaten führen sehen. Sie glauben an nichts mehr und glauben schliesslich alles. Innerlich resigniert versehen sie ihre Amtsgeschäfte, wie Pilatus das Urteil über Jesus Christus aussprach, die Hände sich in Unschuld waschend. In ihrem Blick und ihrem Lächeln ist etwas Eigenes, so dass eine sehr geringe Kenntnis der Pariser Physiognomien dazu gehört, im Omnibus in dem Herrn mit dem roten Bändchen im Knopfloch seines blauen oder schwarzen Anzuges, mit dem müden Gesicht, das ausgemergelt ist, — wie das des guten Charles Nodier, aber dem das feine Lächeln Villemains fehlt, dafür ist es desillusioniert, wie das Henry Monniers, — unfehlbar den Bureauchef zu erkennen.

Im Amte ist der Bureauchef entweder ein „Hund“ oder ein „Guter Kerl“; es gibt nur diese zwei Sorten.

Der „Hund“ ist hart, anspruchsvoll, kleinlich, ein Plagegeist. Er ist nie recht gesund, man hat ihn oft bei Avancements übergangen und nun zahlt er seinen Beamten heim, was ihm angetan worden. Im Verkehr mit dem Publikum ist er schlau und hochmütig, gegen seine Untergebenen scharf und herrisch. Er versüsst die bitteren Pillen nicht, die er zu verabreichen hat. Er hat zugleich etwas von einem Gymnasialprofessor, einem Richter und dem neidischen Akademiker.

Der „gute Kerl“ ist ruhig, duldsam, nachgiebig, — ohne dass er sich auf dem Kopf herumtanzen liesse — er erfreut sich des besten Wohlseins. Die Bureauchefs dieses Genres haben gewöhnlich Glück beim schönen Geschlecht. Sie sind liebenswürdig mit den Frauen, Weltleute, ziemlich soigniert in der Toilette. Sie vergolden die bitteren Pillen und sprechen keinen Verweis aus, ohne zwanzigmal zu versichern, wie schwer es ihnen fällt, *derlei* sagen zu müssen.

In der Regel trennt eine scharfe Grenzlinie den Bureauchef von den übrigen Beamten. Die Bureauchefs ihrerseits stehen sich meist ziemlich gut mit den Abteilungschefs, etwa so wie die Oberste mit den Generälen. Wenn man einmal in diese höheren Bezirke der Menschheit emporsteigt, werden ja be-

kanntlich die Umgangsformen, die Ideen einfacher, der Horizont wird weiter, in den Knopflöchern blüht's, die Köpfe bekommen Charakter, der ganze Mann einen Bauch — sein Gehalt gestattet ihm, in Paris zu „leben".

## Zwölftes Kapitel

# Der Abteilungschef

Der Bureauchef kann noch ein gewöhnlicher Mensch sein, der Abteilungschef aber ist allzeit ein vornehmer Herr.

Bekommt er aber gar den Titel Direktor, dann ist er — wie wir schon erwähnt haben — ein Politiker.

Die Generaldirektoren aber halten sich alle für Staatsmänner. Das Lebensunglück eines Abteilungschefs ist, einem Bureauchef so ähnlich zu sehen, dass der einzige tatsächliche Unterschied zwischen den beiden die Höhe des Gehaltes und die Titulatur ist; denn der Abteilungschef hat immer viel schöne Titel. Urteilen Sie selbst, welchen Raum so einer im Staatskalender braucht:

M. Buireau-Leschevin, „Personalchef, Offizier der Ehrenlegion, Ritter des St. Ludwigsordens, des belgischen Löwenordens, des spanischen St. Ferdinandkreuzes, des römischen St. Wladimirordens (dritter Klasse), Mitglied der freien Akademie, Steuereinnehmer im ausserordentlichen Dienste, Deputierter eines Departements oder Mitglied des Generalrates von Paris —“ und dazu stets das märchenhafte *etc.*

Der Abteilungschef protegiert seine Beamten.

Er gibt ihnen Urlaub für den „jour des Anglais", das ist nämlich der Tag, an dem die Gläubiger kommen und ihren Schuldnern Szenen machen können. Dieser würdige Herr empfängt dann die Gläubiger selbst, um sie ordentlich anzuschnauzen. Er unterstützt alle nur möglichen Machinationen, um die Pfändung der Gehalte seiner Untergebenen zu hintertreiben und setzt manchmal sogar beim Minister die Bezahlung einer kleinen allzu schreienden Schuld durch. Er bemüht sich, der „Vater" seiner Beamten zu sein.

Die Abteilungschefs sind die Schatzmeister des Ministers; sie sind also die Seelen der Ministerien und beherrschen den Minister.

Der Nerv, die Existenz, der Ruhm des Abteilungschefs ist der „*Bericht*".

Als die Könige anfingen, Minister zu haben, was erst in der Zeit Ludwigs XIV. begann, liessen sie sich von ihnen Berichte über die wichtigsten Fragen ausarbeiten. Allmählich haben die Minister diese Gewohnheit der Könige angenommen, denn sieben Minister sind heute der Gegenwert *eines* Königs. Heute nun, da unsere Minister damit beschäftigt sind, ihre Position nach drei Fronten — vor den beiden Kammern und dem Hofe — zu verteidigen, hängen sie mehr denn je an den Gängelbändern der „Berichte". Es taucht keine Frage in der Verwaltung auf, für die der Minister, und beträfe es die dringlichste Sache der Welt, nicht die Antwort

**Daumier**

parat hätte: „Ich habe bereits Bericht eingefordert."

Für die Staatsgeschäfte und für den Minister bedeutet dieser Bericht dasselbe, was in der Deputiertenkammer der Kommissionsbericht für die Gesetzgebung ist; nämlich ein Aktenstück, in dem die Gründe für und wider eine Sache mehr oder weniger unparteiisch erwogen und erörtert sind; so dass der Minister nach dem Bericht ungefähr so klug ist wie vorher.

Man sollte meinen, dass einer Minister ist, um die Lage der Dinge genau zu kennen und sie mit Entschlossenheit vorwärts zu bringen. Doch nein; der Bericht regiert in Frankreich vom Obersten bis hinauf zum Marschall, vom Polizeikommissar bis zum König, von den Präfekten bis zu den Ministern, von der Kammer bis zum Gesetz. Alles wird lang und breit erörtert, nach rechts und links in Wort und Schrift hin und her erwogen, alles nimmt eine literarische Form an. Frankreich verfasst Berichte, verfasst so viele Berichte, dass es sich mit all seinen schönen Berichten zugrunde richtet. Das Land erschöpft seine Kraft in Abhandlungen, statt in Handlungen. Durchschnittlich werden in Frankreich eine Million solcher schriftlicher Berichte jährlich verfasst; Folge: Die Bureaukraten herrschen.

Der Minister hat Sie mit den schönsten Versprechungen verabschiedet. Sie kommen ins Bureau

und erhalten den Bescheid: „Der Bericht an den Minister wird bereits verfasst," und nun sind Sie — je nach dem Temperament des machthabenden Abteilungschefs — einer feingeschliffenen Klinge oder einer Keule ausgeliefert. Sie begreifen wohl . . . daher dieses Axiom.

### Elftes Axiom:

Ein Bericht ist ein Bericht, gelegentlich auch ein fades Gericht.

Man meint: ein Augenblick genüge doch, um einen Beschluss zu fassen. Was immer man tut, eine Entscheidung muss sein. Je mehr Gründe für und wider eine Sache man ins Treffen führt, desto unklarer und unsicherer wird aber das Urteil. Die schönsten Dinge sind in Frankreich geschehen, als es noch keine Berichte gab, und alle Entscheidungen spontan getroffen wurden.

Der Abteilungschef geht auf zwei Krücken. Bericht heisst die eine, *Denkschrift* die andere.

Wir könnten aus Madagaskar unsere Botany-Bay machen. Welche Mittel soll man gebrauchen? Wie fängt man das an? Der Kolonialdirektor verbringt ein Jahr mit der Ausarbeitung einer Denkschrift, in der diese „Möglichkeiten" festgestellt, die Wege angegeben werden. Man steckt diese Denkschrift in einen Karton, wo sie ruht, oder in ganz besonders dringlichen Fällen fängt man jetzt an — zu berichten.

Ein Erfinder unterbreitet dem Marineamt ein Verfahren, um aus dem Meerwasser Salz zu gewinnen: der Minister verlangt einen Bericht. Der Bericht erklärt, dass das doch eine recht schwere Sache sei, also unmöglich; seit hundert Jahren würde die Marine mit Vorschlägen solcher Art belästigt. Man schlägt die Ernennung einer Kommission von Sachverständigen vor. Des Wartens müde, wendet der Erfinder sich nach England und verkauft dort sein Verfahren.

Haben Sie verstanden?

So ist der Abteilungschef. Er kann ebensogut ein berühmter Dummkopf wie ein unbekanntes Genie sein.

## Dreizehntes Kapitel

# Der Amtsdiener

Zu Füssen jener Menschpyramide, deren höchste Spitze der Minister ist, sitzt und lebt ein glücklicher Mann. In einem verborgenen Winkel, hinter seiner spanischen Wand versteckt, in seine schöne Livree aus blauem Tuch mit bunten Borten gehüllt, führt er ein behaglich-stilles Dasein. Dieser Mann ist der Amtsdiener.

Am Abend verwandelt er sich nicht selten in den Logenschliesser oder Kassier eines Theaters, in den Austräger einer Abendzeitung.

Die Karriere des Amtsdieners geht nur bis zum Türsteher. Aber der Türsteher gibt es heutzutage nur noch wenige, und da die Minister und Generaldirektoren an die Erscheinung, das Gesicht, die Waden, die Manieren dieser Funktionäre gewisse Ansprüche stellen, bedeutet dieser Posten sozusagen den Marschallstab im Tornister des Amtsdieners, das heisst etwas ausserordentlich Seltenes.

In ihnen sieht man die wahren Säulen der Ministerien, die Experten aller bureaukratischen Gebräuche, die braven Leute, denen nichts fehlt, für die immer gut geheizt wird, denen der Staat Kleider gibt, die reich in ihrer nüchternen Armut sind. Sie prüfen die Beamten auf Herz und Nieren;

sie haben ja kein anderes Mittel gegen die Langeweile. Sie kennen ihre Schrullen, sie wissen genau, wie weit sie ihnen Kredit geben können, und besorgen im übrigen mit der erforderlichen Diskretion ihre kleinen Aufträge. Sie führen für die Herren die notwendigen Transaktionen im Versatzamt durch, kaufen, wenn's nottut, die Pfandscheine

Trimolet

auf und borgen ihnen, ohne Zinsen zu verlangen. Und warum? Kein einziger Beamter nimmt von ihnen die geringste Summe, ohne sie mit einem entsprechenden Trinkgeld zurückzuerstatten. Die Summen sind klein, die Fristen dieser Darlehen kurz, und das ergibt eine sichere und profitable Kapitalsanlage.

Diese Lakaien ohne Herren, die ihre Livree um fünf Uhr ausziehen, beziehen ein Gehalt von sie-

ben- bis achthundert Franken. Neujahrsgeschenke, Trinkgelder erhöhen ihre Einkünfte bis zu zwölfhundert Franken. Sie sind in der Lage, mit diesem Kapital noch einmal soviel an den Beamten zu verdienen, und ihre Abendbeschäftigung bringt ihnen überdies ungefähr dreihundert Franken.

Ihre Frauen sind Krankenpflegerinnen oder reinigen und reparieren feine Spitzen, manchmal handeln sie mit abgelegten Kleidern oder führen einen Zigarrenladen, oder sie sitzen in der Portierloge vornehmer Häuser und verdienen ihrerseits ebensoviel wie der Gemahl.

Darum trifft man auch durchaus nicht selten Amtsdiener, die Wähler, Hausbesitzer in Paris sind. Nach dreissig Dienstjahren beziehen sie eine Pension von achthundert Franken. In den Pensionslisten figurieren aber auch Amtsdiener mit einem Ruhegehalt von dreizehn- bis vierzehnhundert Franken.

Die Gestalt dieses Beamten der niedrigsten Kategorie ist interessanter als man glaubt; denn dem wahren Philosophen begegnet man selten, und dieser, übrigens niemals ledige, Würdenträger ist eigentlich der *Philosoph* der Behörde.

Die Amtsdiener wissen alles, was in den Bureaus vorgeht. Sie haben ihr eigenes Urteil, sie treiben ihre eigene kleine Politik. Sie haben Bedeutung in den Augen des Publikums, sie sind die Eunuchen dieses grossen Serails. Je weniger sie zu tun haben,

desto mehr beklagen sie sich. Wird einem zufällig an einem Tage zehnmal geklingelt, oder soll er dreimal von einem Ministerium zum andern gehen, oder wird er gar von einer Abteilung in eine andere geschickt, dann jammert er und erklärt, es sei „um den Verstand zu verlieren".

Dies wäre ungefähr das Idealbild eines Amtsdieners. Als es 1830 die grosse nationale Bewegung gab, die von dem hohen politischen Gedanken des Liberalismus geleitet war und in dem berühmten Satze: „Geh fort, ich will mich auf Deinen Platz setzen!" zum klarsten Ausdrucke kommt, gab es auch in allen Bureaus Aufruhr. Alles wurde auf den Kopf gestellt. Und diese Revolution bedrängte besonders schwer die Amtsdiener, die sich ungern an neue Gesichter gewöhnen. Ein Freund, der einmal zu früher Morgenstunde in ein Ministerium kam, belauschte folgenden Dialog zweier Würdenträger dieses Ranges.

„Nun, wie geht's dem?" Es handelte sich um einen Abteilungschef.

„Ach, sprich mir nicht von dem. Ich kann nichts mit ihm anfangen. Er klingelt, um zu fragen, ob ich sein Taschentuch gesehen habe oder seine Tabaksdose. Er empfängt die Leute, ohne sie warten zu lassen Einfach würdelos. Ich, ich muss ihm sagen: ‚Aber, Monsieur, der Herr Graf, Ihr Vorgänger, hat mit einem Federmesser an seinem Fauteuil geschnitzelt, damit man glaubt, er arbeite etwas.' Und dann

bringt er mir alles durcheinander! Ich finde seine Sachen immer drunter und drüber; er ist ein erbärmliches Kirchenlicht. Und der deinige?"

„Der meinige, oh! Ich hab' ihn mir endlich erzogen! Er weiss jetzt den Platz für sein Briefpapier, seine Kuverts, sein Holz, kurz, was er zu tun hat. Mein früherer hat getobt, der jetzt ist süss . . . Aber ihm fehlt der „Stil". Er hat nicht einmal einen Orden; ich mag es nicht, wenn der Chef keinen Orden hat: man könnte ihn für unsereinen halten, das ist entwürdigend! Er nimmt sich Papier aus dem Bureau nach Hause mit, und er hat mich gefragt, ob ich bei ihm servieren wolle, wenn er Gesellschaften gibt . . . ."

„Ah, was für eine Regierung, mein Lieber!"

„Ja, die Welt ist schmierig . . . . ."

„Wenn man nur uns nichts abknapst!"

„Ich fürchte, es kommt sogar dazu. Die Kammern sind kleinlich geworden. Man knickert am Brennholz."

„Na, die werden sich nicht lang halten, wenn sie diesen Ton anschlagen."

## Vierzehntes Kapitel

# Der Pensionierte

Solange sie im Amte sind, hört man in allen Bureaus, in allen Ministerien nur den einen Schrei, den einen Gedanken, das eine Lied, dessen Text ungefähr lautet: „Ah, wann werde ich meine Zeit abgedient haben! Wann werde ich gehen können! Wann werde ich endlich mich pensionieren lassen können! Ich hab' noch so und so viele Jahre, aber dann sind meine dreissig Dienstjahre um! Und dann werde ich auf dem Lande leben! . . ."

Die nur noch zwei Jahre, fünf Jahre, achtzehn Monate vor sich haben, hält alles für glücklich. Jeder lächelt ihnen zu: „Sie werden gehen! Sie werden den Jungen Platz machen!"

Ist der Moment aber endlich gekommen, dann geht es mit dem Beamten wie mit Mlle. Mars und mit allen alten Komödianten: Sie fühlen sich frisch und voll Aktivität. Nie vorher war ihre Arbeitskraft so gross. Wenn man so unvorsichtig ist, sie an ihre bevorstehende Pensionierung zu erinnern, dann erheben sie ein grosses Geschrei; und man hört unfehlbar dieses ergreifende Klagelied: „Welche schreiende Ungerechtigkeit! Endlich bin ich so weit, dass ich ohne Sorgen existieren könnte, ich habe meine Tochter glücklich versorgt. Ich habe

Erfahrungen gesammelt und der Staat könnte Nutzen daraus ziehen. Aber gerade, wenn man anfängt, für etwas zu taugen, wird man fortgeschickt. Mit einem Federstrich wird einem die Hälfte seiner „Habe" genommen. Und was tun? Kann man denn mit fünfundfünfzig Jahren noch einen neuen Beruf anfangen?"

Der Beamte vergisst alle Flüche, die er selbst gegen die senilen Greise, gegen die alten Dummköpfe, die den jungen Leuten die Karriere sperren, ausgestossen hat. Er wehrt sich gegen den Minister, gegen den Personalchef: er sucht sie zu erweichen, er klammert sich an seinen Fauteuil, wie ein zum Tode Verurteilter an den Karren.

Am Ende bekommt er doch seine Pensionierung und muss seine Kartons verlassen, seine Aktenbündel, diese ganze verhasste und im Grunde doch geliebte Atmosphäre.

„Was soll aus mir werden, wenn mir der Mann den ganzen Tag zu Hause sitzt?" klagt die Frau. „Womit kann man ihn beschäftigen? Überall steckt er seine Nase hinein. Alles will er verstehen; dabei ist er so pedantisch, so komisch, ach, Sie kennen ihn ja nicht ..." sagt sie zu seinen Freunden. „Man wird ihm irgend etwas in den Kopf setzen müssen! Jetzt wird er noch einige Zeit mit der Regelung seiner Pension verbringen; aber was dann?" Eine Frau von fünfundvierzig ist in den sel-

tensten Fällen eine sehr anregende Gesellschaft für einen Mann von fünfundfünfzig Jahren.

Die Leute denken nun an die Übersiedlung aufs Land, an Passy, Belleville, Pantin, Saint-Germain, Versailles.

Der pensionierte Beamte wird ein unermüdlicher Zeitungsleser. Er liest die Blätter vom Titel bis hinunter zum Namen des verantwortlichen Redakteurs. Er studiert die Annoncen, und das tötet drei Stunden. Dann lungert er herum, bis die Dinerstunde heranschleicht. Ist es einmal so weit, dann ist alles gerettet. Am Abend hat er seine Kartenpartie, geht in Gesellschaft.

Viele pensionierte Beamte weihen sich dem Angelsport — eben einer Beschäftigung, die viele Analogien mit ihrer früheren Berufstätigkeit aufweist. Andere, bösartige Individuen werden Aktionäre irgendwelcher Industriegesellschaft, verlieren zwar gewöhnlich ihr Geld, finden aber dann dafür irgendeinen Posten bei dieser Unternehmung.

Es gibt auch welche, die es zum Bürgermeister oder Adjunkten, wenigstens Vizebürgermeister ihres Dorfes bringen, und die können ihre bureaukratischen Allüren fortsetzen.

Alle schlagen sich mit ihren alten Lebensgewohnheiten herum. Manche von ihnen verzehrt der Spleen: sie verzehren sich vor Sehnsucht nach ihren Zirkularen, nicht der Bandwurm quält sie, der Aktenwurm plagt sie. Der Anblick eines weissen

Kartons mit blauem Schild regt sie auf. Die Sterblichkeit unter den pensionierten Beamten ist erschreckend.

Oft und oft hört man in den Bureaus sagen: „Der alte Dingsda ist gestorben.“ Teilnahmslos wird das gesagt, gehört. „Ah der!“ oder „Na, das wundert mich nicht!“ Das ist alles, was man äussert. Manchmal folgen noch ein paar biographische Glossen über den Verstorbenen, etwa so gefasst: „Er war doch ein komischer Kauz, der gute Dingsda.“

„O ja!“

„Stellen Sie sich vor, dass Dingsda seine Memoiren schrieb: er verzeichnete die Erwerbung eines neuen Hutes, den Sou, den er einem Bettler gab, und sogar . . . .“

„Ah, Unsinn!“

„Ehrenwort! Er bezeichnete den Tag in seinem Kalender mit einem Kreuzchen.“

„Nicht möglich!“

„Seine Frau hat's mir gesagt.“

„Oho, oho, seine Frau hat Ihnen . . . das ist ja interessant!“ sagt der Spassmacher des Bureaus.

Oder:

„Der alte Dingsda hatte die Heizwut, wieviel Scheite Holz stopfte er doch in den Ofen! man krepierte vor Hitze. Er muss Eis im Bauch gehabt haben. Eines Morgens kam er herein und sagte: „Meine Mutter ist gestorben.“ Genau als ob er gesagt hätte: „Ich hab' mir ein Brötchen gekauft.“

Er hat immer geschlafen. Unterm Arbeiten ist er eingeschlafen. Seine Feder, die er nie aus der Hand legte, machte dann selbst Tupfen aufs Papier.“

Oder:

„Der alte Dingsda war ein gefährlicher Schürzenjäger. Vier Monate von zwölfen nahm er Medizinen; er hat Pech gehabt.“

„Er wird an irgendeiner Bäuerin gestorben sein, der alte Wüstling! Zuwider war er genug. Und wie er die Leute empfing! ‚Womit kann ich dienen?‘ Höflich wie ein Klotz.“

## Fünfzehntes Kapitel

# Die Moral dieser Physiologie

Und so kommt es, dass Sie in einer wichtigen Angelegenheit in einem Amte vorsprechen und dort mit einem Mann zu tun haben, der Ihnen seinen Bescheid: „Es wird schon werden," ungefähr nach der Melodie von „Vive la lithographie" erteilt.

Ist Ihre Angelegenheit auch nicht im Gange, sein Ton ist stets bewegt, rhythmisch, melodisch .....

Sie haben eine dringende Reklamation vorzubringen; der Souschef ist nicht zu treffen. Doch abends in der Oper zeigt Ihnen ein Freund im Orchester einen alten Blasengel, der mit Macht in sein Fagott bläst, und sagt:

„Von dem hier hängt die Erledigung Deines Geschäftes ab."

Sie hoffen für Ihren Sohn, Ihren Neffen, den verwaisten Sohn eines Offiziers ein Stipendium, etwas Geld zu erwirken und treffen im Hof einen Beamten, der das Geld — des Staates vertut.

Im Schatzamt wollen Sie einem Manne Ihren Freund empfehlen, dafür empfiehlt er Ihnen das Geschäft seiner Frau.

### Zwölftes Axiom:

Der Beamte führt ein Doppelleben.

Wenn man in den Staatsdienst tritt, dann muss man am Kopf ende anfangen und nicht beim Schwanz.

Wollen Sie Abteilungschef werden, dann lassen Sie sich erst in die Kammer wählen, seien Sie aufsässig oder leisten Sie Dienste wie M. Piet unter der Restauration, umgeben Sie sich mit dem Nimbus des Eingeweihten, und Sie werden Generaldirektor oder wenigstens Abteilungschef.

Das Vorzimmer der Verwaltungsbehörden ist die Kammer, der Hof ihr Boudoir, der gewöhnliche Weg aber geht über die Hintertreppe.

### Dreizehntes Axiom:

Um etwas zu werden, muss man damit beginnen, was zu *sein*. Um dem Staat zu dienen, muss man reich sein, und dabei gibt es Leute, die sich einbilden, man könnte im Staatsdienst reich werden.

Der Staat bezahlt seine Beamten in demselben Masse, wie die Beamten dem Staate die Zeit stehlen, die sie ihm schulden. Man arbeitet wenig, weil man wenig bekommt.

Die Kammer möchte die Behörde lenken, die Männer der Behörde wollen Gesetzgeber sein.

Die Regierung möchte verwalten, und die Verwaltung möchte regieren.

So sind die Gesetze eigentlich Verordnungen, und Verordnungen nehmen den Charakter von Gesetzen an.

Eine Reform der Verwaltung erscheint dringlich.

Gehalte, Pensionen, Renten, die *vor* der Revolution nicht existierten, bilden dreiviertel des Budgets, und das ist doch ein bisschen zuviel.

Ist Frankreich wirklich das bestverwaltete Land Europas, dann denke man, wie die anderen erst sein müssen! Arme Länder, die da ihr Dasein fristen müssen, ohne die Segnungen der zwei Kammern, ohne Pressfreiheit, ohne Berichte und Denkschriften, ohne Zirkulare, ohne ein Heer von Beamten (in Wien gibt es kaum hundert Beamte im Kriegsministerium!) und die doch auch Armeen und Flotten haben und Eisenbahnen bauen, ohne darüber lange zu debattieren. Verdient so etwas überhaupt den Namen Regierung oder Vaterland? Und doch machen diese Länder Politik, haben sogar Bedeutung. Aber sie haben nicht den „Fortschritt der Ideen", sie können keine „neuen Gedanken" bringen, sie haben keine unabhängigen Tribunen, kurz sie leben in der Barbarei. Es gibt nur *eine* geistreiche Nation in der Welt, die französische. Geht einer unserer höheren Beamten auf Reisen, dann kann er sich gar nicht beruhigen. Er begreift nicht, wie ein Land existieren kann ohne Abteilungschefs, ohne Generaldirektoren, ohne den ganzen herrlichen Generalstab, den Ruhm Frankreichs und des Kaisers Napoleon, der wohl seine Gründe hatte, alle diese Stellungen zu schaffen.

Die Akademie sollte einen Preis aussetzen für den, der die folgende Frage löst: *Welcher Staat ist*

*der besser organisierte? der viel mit wenigen Beamten leistet oder wenig mit vielen?*

Das ist unser letztes Wort in dieser Sache. Es ist tief, wie das Budget, ebenso kompliziert, als es einfach scheint und wirft ein helles Licht auf diese Falle, dieses Loch, diesen Abgrund, diesen Vulkan, dem der „Constitutionnel" den schönen Namen „politischer Horizont" gegeben hat.

Ein Vorschlag zur Güte:

M. de Comenin wird gebeten: einen — Bericht zu erstatten über die Zahl und die Art der Beamten unter dem republikanischen Regime, da man uns doch einmal eine Monarchie mit republikanischen Institutionen versprochen hat.

1841.

# Abhandlung über moderne Reizmittel

§ 1

# Fragestellung

Der Genuss von fünf Mitteln, entdeckt seit ungefähr zwei Jahrhunderten und zur gleichen Zeit in die Ökonomie des menschlichen Lebens eingeführt, hat erst seit einigen Jahren eine so ausserodentliche Entwicklung genommen, dass die menschlichen Gesellschaftsformen in einer ganz ausserordentlichen Weise dadurch beeinflusst werden. Diese fünf Reizmittel sind:

Erstens, der Branntwein oder der Alkohol, die Grundform aller Schnäpse, deren Erscheinung in unserem Dasein aus den letzten Jahren der Herrschaft Ludwigs XIV. stammt, und der erfunden wurde, um die erstarrte Frostigkeit seines Alters wieder ein wenig aufzuwärmen.

Zweitens, der Zucker. Dieses Genussmittel hat erst in der allerletzten Zeit die Volksernährung beeinflusst, als die französische Industrie imstande war, ihn in grossen Quantitäten zu fabrizieren und zum alten Preise in den Handel zu bringen, zu einem Preise, der sicher noch sinken wird, trotz dem Fiskus, der nur darauf lauert, ihn zu besteuern.

Drittens, der Tee, gekannt seit ungefähr fünfzig Jahren.

Viertens, der Kaffee. Trotzdem der schon von den

Arabern in alten Zeiten entdeckt war, hat Europa von diesem Reizmittel erst in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erheblichen Gebrauch gemacht.

Fünftens, der Tabak, dessen Genuss durch das Rauchen allgemein und ein Missbrauch geworden ist, seit der Friede in Frankreich eingekehrt ist.

Wir wollen zuerst das ganze Problem untersuchen und einen möglichst hohen Standpunkt dabei einnehmen.

Eine bestimmte Summe menschlicher Kraft wird zur Befriedigung eines Bedürfnisses verbraucht. Es ergibt sich daraus jene Empfindung, die je nach den Temperamenten und klimatischen Verhältnissen wechselt, und die wir Lust nennen. Unsere Organe sind die Diener unserer Lüste. Fast alle haben eine doppelte Bestimmung: sie nehmen gewisse Substanzen auf, verleiben sie unserem Körper ein, erstatten sie dann ganz oder teilweise unter irgendeiner Form dem Ganzen wieder, das die Erde sein kann oder die Atmosphäre, dieses Arsenal, in das jede menschliche Kreatur die regenerativen Kräfte zurückströmen lässt. Diese paar Worte fassen in sich die Chemie des menschlichen Lebens.

Die Gelehrten werden wahrscheinlich auf diese Formel nicht anbeissen. Allein sie werden nicht einen einzigen unserer Sinne finden (und mit dem Worte „Sinn“ muss man hier den ganzen Apparat eines Sinnes begreifen), der nicht *diesem* Grundge-

setz gehorchen würde, wie auch immer die weitere Entwicklung dann vor sich geht. Jeder Exzess basiert auf einer Lust, die ein Mensch wiederholen will, wohl gemerkt, über die Grenze der gemeinen, von der Natur gegebenen Gesetze hinaus. Je weniger die menschliche Kraft in Anspruch genommen ist, desto mehr neigt sie zu Exzessen. Die Vorstellung allein genügt, um ihn unwiderstehlich zu ihnen zu treiben.

## I

Für das soziale Individuum heisst leben: sich mehr oder weniger rasch ausgeben.

Es folgt: je mehr die Gesellschaft zivilisiert und in Ruhe ist, desto mehr bewegt sie sich auch auf dem Wege zu Exzessen. Das sogenannte Gleichgewicht ist für gewisse Individuen ein erbärmlicher Zustand. Vielleicht ist es das, was Napoleon mit den Worten gemeint hat: „Der Krieg ist eine ganz natürliche Lebensform."

Um nun irgendein Nahrungs- oder Genussmittel zu absorbieren, resorbieren, zu zergliedern, zu assimilieren, wieder auszuscheiden oder neu gruppieren zu können —, alles das sind Operationen, die ohne Ausnahme den ganzen Mechanismus der Lust darstellen, — lässt der Mensch seine ganze Kraft oder einen Teil seiner Kraft durch jene Organe wirken, die eben die Diener der Lust sind, an der ihm liegt.

Die Natur will, dass alle Organe in gleichem Masse am Leben teilnehmen. Die Gesellschaft aber entwickelt im Menschen eine Art Hunger oder Durst für dieses oder jenes Vergnügen, und dadurch wird in diesem oder jenem Organe mehr Kraft angesammelt, als ihm eigentlich bestimmt ist, manchmal sogar die ganze Kraft des Körpers. So werden dann wiederum andere Organe in gleicher Weise von den äquivalenten Quantiäten beraubt werden, gleichsam verlassen von den Zuschüssen, die den *Genussoryanen* des Körpers zufliessen. Die Folgen sind Krankheiten, schliesslich ein vorzeitiges Lebensende.

Diese Theorie ist von erschütternder Konsequenz wie alle jene Theorien, die auf Realitäten beruhen und nicht a priori bestimmte Sätze sind. Wenn das Gehirn durch konstante intellektuelle Arbeit mit Lebenskraft reichlich versorgt wird, breitet sich dort die Energie aus, weiten sich gleichsam die feinsten Membranen, bereichert sich die Gehirnsubstanz. Aber zugleich hat sie das Entre-sol, den Rumpf, verlassen, und der Mensch von Genie fällt jener Krankheit anheim, die die Ärzte gerechterweise Frigidität genannt haben. Andererseits, wenn Sie Ihr Leben zu Füssen von Diwans verbringen, auf denen charmante Frauen liegen, sind Sie immerzu verliebt, so werden Sie zum Schluss nichts anderes sein als ein Mönch, wenn Sie auch die Kutte nicht tragen.

Die Intelligenz vermag in den hohen Sphären der Empfängnis *nicht* zu funktionieren. Die wirkliche Kraft hat ihren Platz irgendwo zwischen diesen zwei Exzessen. Wenn man mit frecher Stirne sowohl das intellektuelle wie das verliebte Leben führt, so stirbt der Mensch von Genie, wie Raffael und Lord Byron eben gestorben sind. Keusch stirbt man durch das Übermass an Arbeit, ebenso wie man sonst durch die Ausschweifung zugrunde geht. Aber diese Todesart ist ausserordentlich selten. Der Missbrauch von Tabak, der Missbrauch von Kaffee, der Missbrauch von Opium oder Branntwein, sie alle erzeugen schwere Unordnungen im menschlichen Organismus und führen zu einem frühen Tode. Das Organ, das man in einem fort von neuem reizt, in einem fort von neuem ernährt, fällt der Hypertrophie anheim, es bekommt einen abnormalen Umfang, wird krank, beschädigt die ganze Maschinerie, die dann zugrunde geht.

So ist zwar jeder natürlich Herr über sich selbst; das ist unsere moderne Lehre. Aber wenn Leute aus den höheren Ständen oder auch Proletarier diese Zeilen lesen und dann der Meinung sind, dass sie ja niemand anderem etwas Böses zufügen als sich selbst, wenn sie Tabak rauchen wie Schornsteine oder trinken wie Alexander, so täuschen sie sich auf die befremdlichste Weise. Sie verderben die Rasse, zie erzeugen eine Generation von Bastarden, und die letzte Wirkung ist der Untergang der

Nation. Und eine Generation hat nicht das Recht, die nächste zu schädigen.

II

Ernährung und Erzeugung ist Eines.

Man sollte dieses Axiom in goldenen Lettern an die Wände aller Speisesäle schreiben. Es ist merkwürdig, dass Brillat-Savarin, der doch von der Wissenschaft gefordert hat, dass sie die Terminologie der Sinne um den *sens génésique* erweitern soll, vergessen hat, dieses Verhältnis zu erkennen und anzumerken, das zwischen den Erzeugnissen des Menschen besteht und jenen Genussmitteln, die die Bedingungen seiner Vitalität verändern können. Ich hätte wahrhaftig sehr viel Freude gehabt, wenn ich in seinen Werken den folgenden Satz gelesen hätte:

III

Die Fischzucht erzeugt Töchter, die Schlächterei erzeugt die Söhne, der Bäcker aber ist der Vater des Gedankens.

Die Schicksale eines Volkes hängen von seiner Nahrung und seiner Diät ab. Die Kornfrüchte haben die künstlerisch veranlagten Völker geschaffen. Der Branntwein hat die indischen Rassen getötet. Ich nenne in aller Bestimmtheit Russland eine Autokratie, aufrecht erhalten durch den Alkohol. Wer will sagen, ob nicht der Missbrauch der Schokolade seine Bedeutung in dem Niedergang

Daumier

der spanischen Nation gehabt hat, die im Augenblick, wo die Schokolade erfunden wurde, gerade im Begriffe war, das römische Reich zu erneuern. Der Tabak hat den Türken schon jetzt sein gerechtes Teil gegeben, ebenso den Holländern, er bedroht Deutschland, aber kein einziger unter unseren Staatsmännern, die in der Regel mehr mit sich beschäftigt sind als mit den öffentlichen Angelegenheiten, — es sei denn, etwas betrifft ihre Eitelkeit, ihre Maitressen oder ihre Privatvermögen, — denkt auch nur daran, wohin Frankreich steuert durch den Missbrauch des Tabaks, den Genuss des Zuckers, der Kartoffel statt des Getreides, des Branntweins usw.

Man untersuche nur einmal, wie verschieden die Gesichtsfarbe, die Körperbildung der grossen Männer heutzutage und der grossen Männer vergangener Jahrhunderte ist; man nehme als Exempel gerade jene, die die bestimmenden Qualitäten ihrer Epoche in sich vereinigten. Wieviel Talente jeder Art sehen wir heute zugrunde gehen, ermüdet und ermattet nach einem ersten Werke, in dem schon ein Keim von Krankheit liegt! Unsere Väter sind schuld an dem schwächlichen Willen der heutigen Zeit.

Was ich nun hier mitteilen will, ist das Resultat von Erfahrungen, die in London gemacht worden sind. Die Zuverlässigkeit meiner Mitteilungen ist mir bezeugt und bekräftigt worden von zwei Männern, die Glauben verdienen, einem Gelehrten und

einem Politiker, und sie gehen auf den Kern der Fragen, über die wir uns unterhalten sollen.

Die englische Regierung hatte das Leben von drei Menschen, die zum Tode verurteilt worden waren, für vogelfrei erklärt; und da hat man ihnen die Wahl gestellt, entweder nach der gewöhnlichen Art des Landes gehenkt zu werden, oder — zu leben; allein der eine ausschliesslich von Tee, der andere ausschliesslich von Kaffee, ein dritter ausschliesslich von Schokolade, es sollte ihnen aber nicht gestattet sein, irgendein anderes Nahrungsmittel irgendeiner Art zu sich zu nehmen, irgendeine andere Flüssigkeit zu trinken. Die sonderbaren Herrschaften haben diesen Vorschlag angenommen; vielleicht hätte übrigens jeder zum Tode Verurteilte so gehandelt wie sie. Und da jedes der „Genussmittel", das man ihnen anbot, seine Chancen hatte, so haben sie schliesslich um ihr Los gewürfelt.

Der Mann, der von Schokolade gelebt hat, ist nach acht Monaten gestorben.

Der Mann, der von Kaffee gelebt hat, hat zwei Jahre ausgehalten.

Der Mann, der von Tee gelebt hat, ist erst nach drei Jahren zugrunde gegangen.

(Ich habe den leisen Verdacht, dass die Indische Kompagnie dieses Experiment im Interesse ihres Handels herbeizuführen gewusst hat.)

Der Schokoladenmensch ist an einem entsetzlichen Zustand von Fäulnis zugrunde gegangen, von

den Würmern förmlich zerfressen. Seine Glieder sind, das eine nach dem andern, abgefallen, so wie die einzelnen Teile der spanischen Monarchie.

Der Kaffeemensch ist am Brand zugrunde gegangen, als ob ihn das Feuer von Gomorrha eingeäschert hatte. Man hätte ebensogut aus ihm Kalk brennen können. Man hat es ihm sogar vorgeschlagen. Aber dieses Experiment schien in einem gewissen Gegensatz zum Glauben an die Unsterblichkeit der Seele zu stehen.

Der Mann, der sich von Tee zu nähren hatte, wurde mager, gleichsam durchsichtig, er starb an Schwindsucht, sah schliesslich aus wie eine Laterne. Man konnte ganz klar durch seinen Körper hindurchsehen. Ein Menschenfreund konnte sogar die „Times“ lesen, wenn man hinter seinen Körper ein Licht stellte. Der Sinn für Decenz, der in England bekanntlich zu Hause ist, hat ein noch originelleres Experiment nicht gestattet.

Ich, für meinen Teil, kann mich nicht zurückhalten zu bemerken, wie menschenfreundlich es ist, einen zum Tode Verurteilten noch nutzbar zu machen, statt ihn brutal der Guillotine hinzuwerfen. Man ist bereits soweit, das Fett, das in den Seciersälen übrig bleibt, zur Bereitung von Kerzen zu verwenden; auf einem so schönen Wege dürfen wir wirklich nicht haltmachen! Man liefere also die Verurteilten den Gelehrten aus statt dem Henker.

Ein anderes Experiment ist in Frankreich, was den Zucker anbelangt, gemacht worden.

Herr Magendie hat Hunde ausschliesslich mit Zucker genährt. Die schrecklichen Resultate seines Experimentes sind veröffentlicht worden, ebenso wie die Todesart dieser interessanten Freunde des Menschen, dessen Laster sie teilen (die Hunde sind ebenso verspielt wie die Menschen). Aber diese Resultate beweisen für uns noch nichts.

2 §

## Vom Branntwein

An der Traube sind zuerst die Gesetze der Gärung enthüllt worden, ein neuer Vorgang, der zwischen den einzelnen Elementen vor sich geht unter atmosphärischen Einflüssen, so dass eine Verbindung entsteht, die den durch die Destillation erhaltenen Alkohol enthält und seitdem von der Chemie bei vielen botanischen Produkten entdeckt worden ist. Der Wein, das unmittelbarste Produkt dieser Art, ist das älteste Reizmittel. Da man jedem Herrn seine Ehre erweisen muss, soll er auch an erster Stelle gewürdigt werden. Sein Geist ist übrigens unter allen heute derjenige, der die meisten zugrunde richtet. Man hat eine fürchterliche Angst vor der Cholera, aber der Branntwein ist eine viel entsetzlichere Geissel der Menschheit.

Wo ist der Spaziergänger, der nicht irgendwo in der Umgebung der grossen Markthallen in Paris jene Ställe für menschliche Wesen entdeckt hat, die zwischen zwei und fünf Uhr in der Früh' die männlichen und weiblichen Stammgäste der Destillateure aufnehmen, deren elende Boutiquen keinen Vergleich aushalten können mit den Palästen, die man in London erbaut hat für die Kunden, die dort auch nur zu dem Zweck hinkommen, um sich

zugrunde zu richten. Die Resultate aber sind die gleichen. Ställe, das ist das Wort, das wir brauchen. Die Lumpen und die Gesichter passen so gut zueinander, dass man wirklich nicht weiss, wo der Fetzen aufhört und wo das Fleisch anfängt, wo die Mütze ist und wo die Nase anfängt. Das Gesicht ist oft schmutziger als der Streifen Wäsche, den man entdeckt, wenn man genau diese von dem Branntwein gebrandmarkten, ausgemergelten, blass- oder blaugefärbten, gekrümmten Gestalten sich ansieht. Wir verdanken diesen Menschen die scheussliche Brut, die entweder gleich zugrunde geht oder den entsetzlichen „Gamin" von Paris erzeugt. Aus diesen Boutiquen kommen jene schwächlichen Wesen, die die Arbeiterbevölkerung bilden. Die Uberzahl der Huren von Paris werden dezimiert durch den Missbrauch starker Schnäpse.

Da ich ein Beobachter bin, so wäre es meiner unwürdig, die Wirkungen der Trunkenheit zu ignorieren. Ich hatte die Genüsse zu studieren, die das Volk dahin locken und die selbst Menschen — sprechen wir es nur aus wie Byron, Sheridan e tutti quanti — dazu verführt haben. Es war für mich eine heikle Sache. Wenn man ans Wassertrinken gewöhnt ist, vielleicht zu dieser Gewohnheit durch die lange Gewöhnung an den Kaffee gebracht, und das ist bei mir der Fall, hat der Wein nicht mehr die geringste Macht über einen, mag auch die Quantität, die der Magen erlaubt, noch so gross sein. Ich bin ein

kostspieliger Gast. Diese Tatsache, die einer meiner Freunde kannte, gab ihm den Einfall, meine Jungfräulichkeit — in dieser Angelegenheit — zu besiegen. Ich hatte niemals geraucht, und der Sieg, den er in der Zukunft sah, hatte seinen Grund in dieser Voraussetzung, dass ich diis ignotis zu opfern haben würde.

Eines Tages also, als gerade die italienischen Sänger spielten, im Jahre 1822, lockte mich mein Freund in der Hoffnung, mich die Musik des Rossini, La Cinti, Levasseur, Bordogni, La Pasta vergessen zu machen, auf einen Diwan, mit dem er, seitdem das Dessert serviert war, kokettiert hatte, und auf den *er* sich schliesslich hinwarf. Siebzehn leere Flaschen waren die Zeugen seiner Niederlage. Da ich aber gezwungen war, zwei Zigarren zu rauchen, übte der Tabak seine Wirkung aus, von der ich allerdings erst etwas spürte, als ich die Treppen hinunterging. Ich fand, dass die Stufen aus einer ganz weichen Substanz hergestellt seien. Aber immerhin, ich bestieg siegreich den Wagen, einigermassen vernünftig, aufrecht, nur wenig gelaunt zum Schwätzen. Dort, da ich der Meinung war, dass ich mich in einem Brennofen befinde, liess ich eine Fensterscheibe herab, die Luft tat noch das ihrige, um mich von Sinnen zu bringen; „taper“ nennt's der Trinkerjargon. Ich fand, dass die Natur sehr, sehr weit sich dehne. Die Stufen im Theater der „Bouffons“ erschienen mir noch

weicher als die früheren, aber ohne dass irgendein Unglück geschah, setzte ich mich auf meinen Platz auf dem Balkon. Ich hätte damals allerdings nicht gewagt, zu versichern, dass ich in Paris sei, in der Mitte einer glänzenden Gesellschaft, deren Toiletten und einzelne Gestalten ich kaum zu unterscheiden wusste. Meine Seele war berauscht. Was ich von der Ouvertüre La Gazza hörte, war ganz so wie die vagen Töne, die vom Himmel in das Ohr einer Frau, die gerade in Extase ist, sich senken. Die musikalischen Phrasen kamen zu mir durch glänzende Wolken, alles fehlte ihnen, was die Menschen von Unzulänglichem in ihre Werke bringen, dafür waren sie erfüllt von jenem Gefühl des Künstlers, das etwas Göttliches ist. Das Orchester erschien mir wie ein weiches Instrument, aus dem nur die Wirkung irgendeiner Tätigkeit hervorkam, von der ich weder die Bewegung noch den Mechanismus erkennen konnte. Ich sah ja nur konfus die Bassgeigen, die goldglänzenden Röhren der Posaunen, die Klarinetten, die Lichter, aber keine Menschen. Nur ein oder zwei gepuderte, unbewegliche Köpfe, zwei aufgedunsene grimassierende Figuren, die mich beunruhigten, bemerkte ich. Halb schlummerte ich.

„Der Herr riecht nach Wein," sagt leise eine Dame, deren Hut gelegentlich mich streifte und die wiederum, ohne dass ich es eigentlich wusste, meine Wange streifte.

Ich gestehe, dass ich etwas gekränkt war.

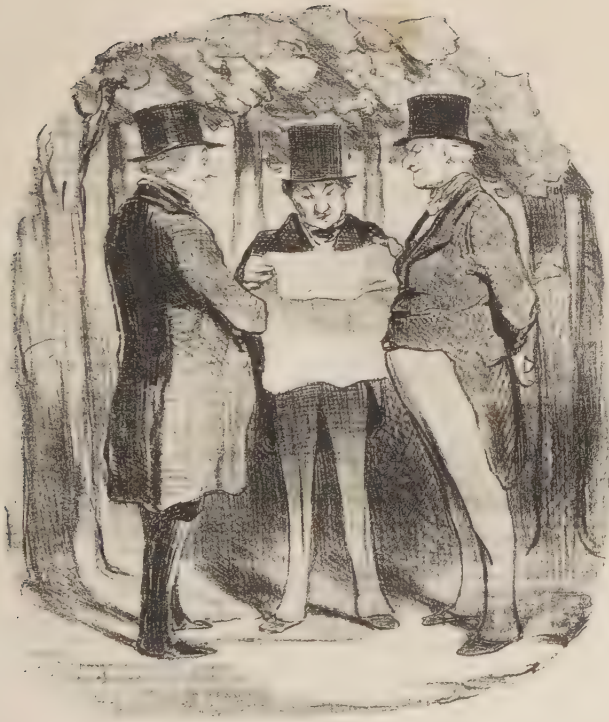
„Nein, gnädige Frau," erwiderte ich, „ich rieche nach Musik."

Ich ging fort, hielt mich ganz ausserordentlich gerade, aber ruhig und kalt wie ein Mann, der nicht die entsprechende Anerkennung gefunden hat, sich nun zurückzieht und seinen Kritikern die Furcht einflösst, irgendein höheres Wesen verletzt zu haben. Um der gewissen Dame zu beweisen, dass ich gar nicht fähig sei, übermässig zu trinken, und dass mein Geruch irgendein meinen sonstigen Sitten ganz fremder Zufall sei, überlegte ich den Plan, mich in die Loge der Herzogin von . . . . . (bewahren wir das Geheimnis!) zu begeben, deren schöner Kopf so merkwürdig eingerahmt war von Federn, Spitzen, dass ich den unwiderstehlichen Drang empfand, mich zu überzeugen, ob diese wunderbare Coiffüre Wirklichkeit sei oder ein Produkt jener spezifischen optischen Phantasie, die mir für einige Stunden nun geschenkt war.

Ich dachte, wenn ich einmal dort sitzen würde, zwischen dieser grossen, so eleganten Dame und ihrer zierlichen Freundin mit dem schelmischen Gesicht, dann werde kein Mensch den Verdacht haben können, dass ich unter dem Einfluss zweier Weine statt zweier Frauen stehe, jeder werde sich sagen: das ist irgendein sehr angesehener Mann, der dort zwischen zwei Frauen sitzt. Aber ich

wankte noch in den unendlich langen Gängen der italienischen Oper herum, ohne die verdammte Türe dieser Loge gefunden zu haben, als die Menge, weil das Stück aus war, herausströmte und mich an eine Mauer drückte. Dieser Abend gehört sicherlich zu den poetischsten meines ganzen Lebens. Nie habe ich soviel Federn, soviel Spitzen, soviel hübsche Frauen gesehen, auch nie so viele jener ovalen, kleinen Fenstergläser, durch die Neugierige und Verliebte die Insassen einer Loge examinieren. Niemals vorher hatte ich soviel Energie wirken lassen, nie soviel Charakter gezeigt. Ich könnte sagen: Nie war ich so eigensinnig, hinderte mich nicht der angemessene Respekt vor mir selbst, eine solche Bemerkung zu machen. Die Hartnäckigkeit König Wilhelms von Holland in der belgischen Frage ist nichts im Vergleiche zu der Ausdauer, die ich darin zeigte, immer auf den Fusspitzen zu balancieren und ein angenehmes Lächeln auf den Zügen zu bewahren. Immerhin, es gab Augenblicke, wo ich zornig war, ja ich weinte sogar. Und diese Schwäche gibt mir den Vorrang vor dem König von Holland.

Dazu war ich noch von ganz entsetzlichen Vorstellungen gequält, weil ich immer an die gewisse Dame denken musste, und was die wiederum von mir denken würde, wenn ich mich nämlich nicht zwischen der Herzogin und ihrer Freundin zeigte; aber ich tröstete mich wieder, indem ich die Mensch-



heit im allgemeinen, im ganzen gründlich verachtete. Trotz allem, ich hatte unrecht. An jenem Abend war wirklich gute Gesellschaft in den „Bouffons". Jeder einzelne schenkte mir seine Aufmerksamkeit, jeder einzelne von ihnen wich mir zuvorkommend aus, um mich vorbeigehen zu lassen. Und schliesslich gab mir sogar eine wirklich sehr hübsche Dame den Arm, um mich hinauszuführen. Ich verdankte diese Höflichkeit der ausserordentlichen Hochachtung, die mir Rossini bezeugte, der mir ein paar sehr schmeichelhafte Worte sagte, an die ich mich allerdings nicht erinnern kann, aber die sicher ungeheuer geistreich waren; denn seine Konversation ist zum mindesten soviel wert wie seine Musik. Diese Dame war, wenn ich mich nicht irre, eine Herzogin; es mag aber auch sein, dass sie eine Logenöffnerin war. Mein Gedächtnis ist so konfus, dass ich jetzt sogar eher an die Logenöffnerin glaube als an die Herzogin. Das macht alles nichts; sie hatte Federn, sie hatte Spitzen. Immer wieder Federn, immer wieder Spitzen. Schliesslich, zum guten Ende, fand ich mich in meinem Wagen; da war aber wieder was ganz Ausserordentliches, dass nämlich mein Kutscher mir auf eine Weise ähnlich sah, dass ich ganz erschüttert war, und er war wiederum mutterseelenallein auf dem Kutschbock, auf dem Platze eingeschlafen. Es goss in Strömen, aber ich erinnere mich nicht, auch nur einen einzigen Regentropfen ge-

spürt zu haben. Zum erstenmal in meinem Leben kostete ich eines der wundervollsten Vergnügen, die es gibt, eines der phantastischesten auf der Welt, eine unbeschreibliche Extase, jene Lüste, die man empfindet, wenn man Paris um halb zwölf Uhr abends durchsaust, mit unerhörter Schnelligkeit zwischen den Spiegelscheiben davongeführt wird, es erlebend, dass Myraden von Geschäften, von Lichtern, von Plakaten, von Gestalten und Gruppen, von Frauen unter Regenschirmen, von Ecken ganz phantastisch beleuchteter Strassen, von schwarzen Plätzen an mir vorbeieilten, — was alles ich beobachten konnte durch die Streifen des Schnürlregens hindurch; und das sind viele tausend Dinge, von denen man fälschlich glaubt, sie am hellen Tage jemals wirklich irgendwo bemerkt zu haben. Und überall gab es wiederum Federn, und überall gab es wiederum Spitzen, selbst in den kleinen Läden der Zuckerbäcker.

Seitdem verstehe ich die Lust, die die Trunkenheit gibt, sehr gut. Die Berauschtheit wirft einen Schleier über die Realität des Lebens, sie löscht das Bewusstsein aller Mühsal und aller Sorgen aus, sie erlaubt es endlich einmal, die schwere Last der Gedanken von sich abzuwerfen. Nun versteht man sogar, warum grosse Genies dieses Mittel oft angewendet haben, und warum das Volk sich ihm in die Arme wirft. Statt das Gehirn zu neuer Tätigkeit anzuregen, bewirkt die Kraft des Weines,

Daumier

es einzuschläfern. Statt die Wirkungen des Magens gegen die Verdauungskräfte aufzureizen, hat der Wein je nach der Kraft der Flasche, die man getrunken hat, die Macht, die Pupillen zu verdunkeln, alle Kanäle des Organismus gewissermassen zu verstopfen, der Geschmackssinn funktioniert nicht mehr, und es ist dem Trinker unmöglich, die Qualität der später noch aufgetragenen Flüssigkeiten zu unterscheiden. Der Alkohol ist einmal absorbiert und hat, zu einem gewissen Teil wenigstens, seinen Weg ins Blut angetreten. Man muss also folgendes Axiom tief in sein Bewusstsein einprägen.

IV

Die Trunkenheit ist ein Zustand momentaner Vergiftung.

Die unvermeidliche Wirkung solcher Vergiftungen, wenn sie chronisch werden, bringt es aber auch dahin, dass das Blut des Alkoholikers sich verändert. Es bekommt einen anderen Rhythmus, indem die Grundgesetze dieser Bewegung entweder entfernt oder wenigstens ihrem Wesen nach verändert werden; so tritt eine grosse Verwirrung ein, dass tatsächlich die Mehrzahl aller Alkoholiker die Zeugungskräfte entweder ganz verliert, oder sie so verdorben wird, dass sie nur noch Menschen mit Wasserköpfen das Leben schenken können.

Man darf auch nicht übersehen, dass bei dem Trinker am nächsten Tage ein entsetzlicher Durst

auftritt, manchmal sogar unmittelbar am Ende seiner Orgie. Dieser Durst ist ohne jeden Zweifel von dem Verbrauch des im Magen vorhandenen Zuckerstoffes erzeugt, oder auch dadurch, dass die einzelnen Elemente der Speicheldrüsen in ihren Zentren eben völlig beschäftigt sind; und diese physiologischen Wirkungen können uns dazu dienen, die Richtigkeit unserer Entschlüsse zu beweisen.

§ 3

## Vom Kaffee

In diesem Stoff ist Brillat-Savarin wahrhaftig ein wenig unzuverlässig. Ich kann vielleicht seinen Mitteilungen über den Kaffee einiges hinzufügen, denn ich geniesse ihn und seine Wirkungen so ausgiebig, um Einiges davon zu wissen. Der Kaffee ist sozusagen ein Rost in unserem Innern. Viele Leute schreiben ihm die Eigenschaft zu, den Leuten zu Geist zu verhelfen. Aber alle Welt kann sich davon überzeugen, dass die langweiligeren Leute noch viel langweiliger werden, nachdem sie Kaffee getrunken haben. Und schliesslich — trotzdem die Kaffeehändler in Paris bis Mitternacht ihre Läden offen haben, es gibt Kollegen von der Literatur, die deshalb um nichts geistreicher sind.

Brillat-Savarin hat ausgezeichnet beobachtet, dass der Kaffee die Kraft hat, das Blut in Wallung zu bringen, indem er die bewegenden Geister sprühen lässt. Es kommt zu einem Zustande der Erregung, der die Verdauung beschleunigt, den Schlaf verjagt und gestattet, ein wenig länger seine zerebralen Fähigkeiten zu üben.

Ich möchte mir trotzdem erlauben, die Beobachtungen und Mitteilungen Brillat-Savarins durch

*persönliche* Erlebnisse und die Beobachtungen einiger grosser Geister etwas zu modifizieren.

Der Kaffee wirkt auf das Diaphragma und den Plexus des Magens, von dort aus erreicht er das Gehirn durch Schwingungen, die wir nicht messen können, die bisher noch jeder Analyse unzugänglich waren. Man kann aber trotzdem annehmen, dass das Nervensystem unseres Organismus der Leiter dieser Elektrizität ist, die nun diese Substanz findet, frei macht oder sie in eine neue Bewegung umsetzt. Ihre Macht ist aber weder konstant noch absolut. Rossini hat an sich selbst dieselben Wirkungen beobachtet, die ich an mir fand.

„Der Kaffee", hat er mir gesagt, „wirkt fünfzehn oder zwanzig Tage lang. Und das ist glücklicherweise die Zeit, um auf sehr anständige Weise eine Oper zu schreiben." Die Tatsache stimmt. Aber die Zeit, in der man die Wohltaten des Kaffees geniessen kann, kann ausgedehnt werden. Und dass man das weiss, ist so sehr eine Angelegenheit grosser Wichtigkeit für viele Menschen, dass wir es uns nicht versagen können, die Art zu beschreiben, wie man diese köstliche Gabe auch am besten geniesst.

Ihr alle, Ihr berühmten Leuchten der Menschheit, die Ihr mit dem Gehirn lebt, nähert Euch mir und hört auf das Evangelium der Nachtarbeit, der intellektuellen Arbeit.

Erstens. Der Kaffee, den man auf türkische Art

braut, hat mehr Geschmack und Kraft als der Kaffee, den man in einer Mühle mahlt.

Bei einer ganzen Reihe sozusagen mechanischer Angelegenheiten, die sich auf die *Ausnützung der Genüsse* beziehen, sind die Orientalen den Europäern weit voran. Das Genie dieser Leute, die man den Maulwürfen vergleichen kann, die jahrelang in ihren Löchern bleiben, ihre goldenen Augen offen auf die Natur richten so wie zwei Sonnen, enthüllt ihnen gewissermassen durch eine Intuition, was uns die Wissenschaft auf dem Wege der Analyse zeigt. Das tödliche Element des Kaffees ist das *Tannin*, eine bösartige Substanz, die die Chemiker noch nicht zur Genüge studiert haben. Wenn die Membranen des Magens von Tannin durchsetzt sind, oder wenn die spezifische Wirkung des Tannins im Kaffee sie durch einen zu häufigen Gebrauch gelähmt hat, dann verweigern sie jene ein wenig heftigen Zusammenziehungen, die alle geistigen Arbeiter fordern. Die Folgen davon sind dann sehr ernsthafte Störungen, wenn der Kaffeeliebhaber seine Leidenschaft fortsetzt.

Es gibt einen Menschen in London, den der Missbrauch des Kaffees zu einem verschnörkelten Krüppel gemacht hat, ähnlich den von Gichtknoten geplagten Greisen. Ich habe in Paris einen Graveur gekannt, der fünf Jahre gebraucht hat, um sich von dem Zustand zu erholen, in den ihn die Liebe zum Kaffee gebracht hat. Ein letztes Beispiel. Erst vor

kurzer Zeit ist ein Künstler, Chenavard, förmlich von Kaffee verbrannt worden. Er ging ins Café, wie ein Arbeiter jeden Augenblick in die Destille geht.

Diese in den Kaffee Verliebten handeln genau so, wie man sich eben in allen Leidenschaften benimmt. Sie müssen immer in die Höhe gehen, steigern ihren Missbrauch bis zu einer verderblichen Stärke. Wer nun den Kaffee auf die türkische Art braut und siedet, der pulverisiert ihn bis zu Molekülen bizarrer Formen, die das Tannin zurückhalten und nur das Aroma freigeben. Das ist der Grund, weshalb die Italiener, die Venetianer, die Griechen und die Türken ohne Gefahr unaufhörlich Kaffee trinken können, eine Art Kaffee, die Franzosen allerdings nur verächtlich „Cafiot" nennen. Voltaire hat solchen Kaffee getrunken.

Man merke sich also das Folgende: Der Kaffee hat zwei Elemente, das eine, eine Materie in heissem oder kaltem Wasser zu lösen und frei zu machen, und *dieses* Element ist der Träger des Aromas. Das andere ist das Tannin, und das widersteht dem Wasser stärker und lässt sich aus der Gesamtsubstanz nur langsam und mühvoll entfernen. Daraus folgern wir dieses Axiom:

V

Man soll das kochende Wasser auf keinen Fall lange mit dem Kaffee zusammenlassen; dieser

innige Kontakt ist ein Widersinn. Die Bereitung mit Spiritus heisst, den Magen damit und die Organe mit Tannin vergiften.

Zweitens. Nimmt man den andern Fall an, dass der Kaffee auf die unsterbliche Art bereitet wird: mit der Kaffeemaschine „à la de Belloy" (nicht *von* Belloy; der Mann nämlich, dessen weisen Überlegungen wir diese Methode verdanken, war der Cousin des Kardinals und wie er, aus der sehr alten und sehr berühmten Familie der Marquis de Belloy), so ist der Kaffee besser, wenn er durch eine Infusion von kalten Wasser erzeugt wird, als durch eine Infusion von kochendem. Das ist nun eine zweite Art, seine Wirkungen zu steigern oder zu mindern.

Tut man aber den Kaffee in eine Mühle, so entzieht man ihm sogleich das Aroma und das Tannin, so schmeichelt man nur dem Geschmack und reizt die *Plexus*, die wiederum Reaktionen auf die tausend Zellen des Gehirns üben.

Man hat also zwei Grade: den auf die türkische Art durch Sieden erzeugten Kaffee und den gemahlenen.

Drittens. Von der Quantität des Kaffees, den man in den oberen Behälter gibt, von der mehr oder minderen Häufigkeit des Umrührens, von dem Mehr oder Weniger an zugesetztem Wasser hängt die Stärke des Kaffees ab. Und das gibt nun die dritte Art, wie man mit dem Kaffee umzugehen hat.

Man kann also eine kürzere oder längere Zeit, ein oder zwei Wochen länger den erregenden Effekt mit einer, dann zwei Tassen durch Sieden hergestellten Kaffees erreichen, den man mit einer genau abgestuften Quantität durch eine Infusion kochenden Wassers bereitet.

Eine Woche lang durch eine Infusion von kaltem Wasser, durch Stossen des Kaffees, durch Umrühren des Pulvers und durch Verminderung des Wassers erreicht man dann wieder dieselbe Dosis von zerebraler Kraft.

Wenn man dann zu dem Maximum des Umrührens und dem Minimum von Wasser gelangt ist, dann kann man die Dosis verdoppeln und zwei Tassen nehmen; einige sehr starke Temperamente kommen dann noch bis zu drei Tassen. Und so kann man es noch ein paar Tage länger machen.

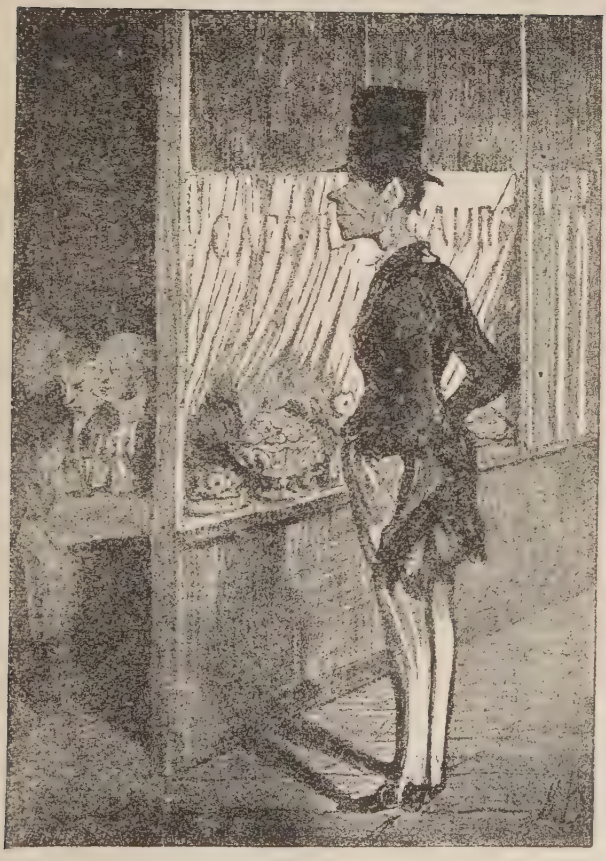
Schliesslich habe ich noch eine entsetzliche und grausame Methode entdeckt, die ich nur jenen Leuten anrate, die eine ganz ausserordentliche Natur haben, schwarze und feste Haare, eine Haut von einer Farbe zwischen dem Ocker und dem Zinnober, viereckige Hände, Beine wie die Stäbe des Geländers der Place Louis XV. Es handelt sich um den Gebrauch von gemahlenem, gerührtem, kaltem und (ganz oder fast) wasserfreiem Kaffee, den man nüchtern geniesst. Dieser Kaffee fällt sozusagen in Ihren Magen hinein, der — Sie wissen das durch die Lektüre der Werke Brillat-Savarins — eine

Art von Sack ist, im Innern mit Samt gefüttert und mit Saugorganen und kleinen Wärzchen tapeziert. Er findet dort nichts, er greift also sofort diese zarte und lüsterne Fütterung an, er wird eine Art von Nahrungsmittel, begehrt die Säfte für sich. Er reisst diese Orgänchen an sich, fordert sie, wie eine Pythia ihren Gott fordert, er malträtiert diese hübschen kleinen Magenwärzchen, wie ein roher Kutscher seine jungen Pferde brutalisiert, die Plexus entzünden sich, sie flammen förmlich auf und lassen die Funken bis ins Gehirn hinauf sprühen. Die Folge davon ist eine allgemeine Aufregung, die Gedanken kommen in eine Verwirrung wie die Bataillone der grossen Armee auf dem Schlachtfelde, und die Schlacht findet eben statt. Die Erinnerungen stürmen im Laufschritt eines heftigen Angriffs mit fliegenden Fahnen. Die leichte Kavallerie der vergleichenden Vorstellungen entfaltet sich in einem grossartigen Galopp, die Artillerie der Logik kommt mit ihrem Train und dem schweren Geschütz, die Geistesblitze sind sozusagen die Sprengbomben, die Figuren stellen sich auf, das Papier bedeckt sich mit Tinte, denn die nächtliche Arbeit beginnt jetzt, und sie endet ja mit ganzen Strömen von schwarzem Wasser so wie das Schlachtfeld mit schwarzem Pulver. Ich habe einmal dieses Gebräu, auf diese Art eingenommen, einem meiner Freunde angeraten, der durchaus eine versprochene Arbeit bis zum nächsten Morgen vollenden wollte.

Er hatte das Gefühl, vollständig vergiftet zu sein, er musste sich wieder ins Bett legen, blieb dann eine Zeit im Bett wie eine jungverheiratete Frau. Er war gross, blond, hatte nur wenig Haare, einen Magen aus Papiermaché, war schmächtig. Ich gestehe: meine Beobachtungsgabe war zu schwach oder zu sorglos gewesen.

Wenn Sie einmal soweit sind, Kaffee nüchtern zu sich zu nehmen und zwar in gesteigerten Emulsionen, und wenn sie dann seine Macht erschöpft haben und trotzdem den Einfall haben, das Manöver noch weiter fortzusetzen, dann werden sie ganz entsetzliche Schweissanfälle bekommen, nervöse Schwächezustände, Anfälle von Ohnmacht. Ich weiss nicht genau, was alles noch geschehen könnte, die weise Natur hat mir bisher geraten, derlei zu lassen, da ich vermutlich nicht verurteilt bin, eines jähen Todes zu sterben. Man muss sich dann darauf verlegen, die gewissen Milchspeisen zu geniessen, Huhn und weisses Fleisch zu sich zu nehmen, kurz die Waffe sinken lassen und reuig wieder zum Leben eines Flaneurs, eines Sommerfrischlers, eines einfältigen und im Verborgenen blühenden Bourgeois zurückzukehren.

Der Zustand, in den einem der Kaffee versetzt, wenn man ihn nüchtern nach der von mir gegebenen Formel geniesst, erzeugt eine Art nervöser Beweglichkeit, die eine Ähnlichkeit mit dem Jähzorn hat; die Worte werden laut, die Gesten drücken



Daumier

eine krankhafte Ungeduld aus, man merkt eben das Bedürfnis, dass alles so geht, wie die Gedanken in einem gehen. Man ist heftig, macht um jeder Nichtigkeit willen Lärm und gelangt schliesslich dazu, jenen ein wenig schwankenden Charakter des „Poeten" zu haben, den diesen Leuten die Krämer so vorwerfen. Man mutet andern die hellseherischen Kräfte zu, die man selber hat. Ein Mann von Geist muss sich also hüten, in diesem Zustande gesehen zu werden, oder jemandem nahe zu kommen. Ich habe diesen sonderbaren Zustand durch einige Zufälle entdeckt, die mich glücklicherweise von dieser Exaltation, die ich mir selber zugezogen hatte, ohne viel Mühsal befreit haben. Freunde, bei denen ich auf dem Lande war, sahen mich streitsüchtig und in übler Laune, bei jedem Gespräch misstrauisch. Am Tage darauf sah ich all mein Unrecht ein, und wir dachten darüber nach, was wohl der Grund gewesen sein könnte. Meine Freunde waren Gelehrte allerersten Ranges, und so hatten sie ihn nur zu bald gefunden: der Kaffee wollte sein Opfer.

Diese Beobachtungen sind nicht nur zuverlässig und unterliegen keinen anderen Veränderungen als jenen, die etwa aus den persönlichen Idiosynkrasien kommen; sie stimmen auch überein mit den Erfahrungen verschiedener Praktiker, unter denen ich den berühmten Rossini anführe, einen jener Männer, die am eifrigsten die Gesetze des Ge-

schmacks studiert haben, eines Helden würdig Brillat-Savarins.

*Beobachtung.* — Bei gewissen schwächlichen Naturen erzeugt der Kaffee eine — übrigens — ungefährliche Kongestion des Gehirns. Statt sich angeregt zu fühlen, empfinden solche Personen Schlafbedürfnis, behaupten, dass der Kaffee sie einschläfere. Diese Art Leute mögen die Beine des Hirsches und den Magen eines Straussen haben, aber das Handwerkszeug, das ihnen für die *geistige* Arbeit zur Verfügung steht, ist mangelhaft

Zwei junge Reisende, die Herren Combes und Tamisier, fanden fast alle Bewohner Abessiniens impotent. Die beiden Forscher schrecken nicht davor zurück, den Missbrauch des Kaffees, wie ihn die Abessinier aufs äusserste treiben, für dieses schändliche Missgeschick verantwortlich zu machen. Sollte dieses Buch in England Beachtung finden, dann möchten wir die britische Regierung ersuchen, die Richtigkeit dieser Hypothese an dem erstenbesten Verurteilten, der ihr in die Hände fällt, zu erproben; nur darf es nicht etwa ein Weib oder ein Greis sein.

Auch der Tee enthält Tannin, doch hat dieses dann eher narkotische Eigenschaften. Das Gehirn wird nicht angegriffen, es wirkt nur auf Plexus und Verdauungsorgane, die narkotische Substanzen ganz besonders und rasch aufsaugen. Die Art der Bereitung ist ja bekannt, aber ich bin nicht imstande; festzustellen, inwieweit die Wassermengen, die von

dem Teetrinker in den Magen hineingegossen werden, teil haben an der eigentümlichen Wirkung dieses Getränkes. Wenn die zitierten Erfahrungen Englands massgebend sind, dann wäre der Tee der Erzeuger der englischen Moral, der Miss mit gelblichfahlem Teint, und aller englischen Hypokrisie und Medisance. Sicher ist, dass er nicht weniger die Moral als den Körper korrumpiert. Wo die Frauen Tee trinken, ist ihre Liebe im Kern verdorben; sie sind blass, kränklich, geschwätzig, langweilig, spröde. Bei einzelnen kräftig organisierten Naturen schafft starker Tee, in grossen Quantitäten genossen, eine seltsame Erregung, füllt sie bis oben mit Melancholie an; Träume kommen, die aber nicht den starken Glanz der vom Opium hervorgebrachten haben: diese Phantasmogorie spielt sich in einer grauen, nebligen Atmosphäre ab. Die Vorstellungen sind süsslich mild wie blonde Frauen. Man verfällt nicht in den tiefen, bleischweren Schlaf, wie ihn gesunde Naturen nach starken Anstrengungen haben, sondern einer unbeschreiblichen Schlaftrunkenheit, die an die Halbträume frühmorgens erinnert.

Kaffee und Tee machen beide, im Übermass genossen, die Haut trocken und brennend. Der Kaffee erzeugt oft Schweissausbrüche, quälenden Durst. Bei exzessivem Missbrauch dieser Genussmittel wird der Speichel dickflüssig, manchmal bleibt er sogar fast völlig aus.

## § 4

# Vom Tabak

Ich habe mir nicht ohne Grund den Tabak fürs Ende aufgehoben. Erstens ist diese Leidenschaft am spätesten aufgekommen, und dann triumphiert sie über alle andern. Gott bewahre mich davor, an dieser Stelle die streitbaren Kräfte der Liebe beschwören zu wollen und so die Empfindlichkeiten ehrenwerter Leute zu verletzen. Aber es ist zur Genüge anerkannt, dass Herkules seinen Ruhm vor allem der zwölften Arbeit dankt, die allgemein als ganz fabelhafte Leistung erscheint; und gar heutzutage, wo die Frauen wahrhaftig unter dem Rauch der Zigarren mehr zu leiden haben, als unter dem Feuer der Liebe. Der Zucker wird allen menschlichen Wesen sehr bald ekelhaft, selbst den Kindern. Exzessiver Genuss alkoholischer Getränke gewährt eine Lebensmöglichkeit von kaum zwei Jahren, der von Kaffee schafft Krankheiten, so dass man ihn auch bald lassen kann. Rauchen aber — das meinen die Menschen ohne Mass und Einschränkung tun zu dürfen. Ein Irrtum. Broussais, der ein starker Raucher war, hatte einen herkulischen Körperbau. Ohne seine Exzesse in der Arbeit und im Rauchen hätte er mehr als hundert Jahre alt werden müssen. Er starb kürzlich, und

denkt man an seine Zyklopennatur, so muss man sagen: in der Blüte der Jahre. Ein rauchwütiger Dandy bekam einen Riesenkropf und da man ihm den nicht wegschneiden konnte, musste er ins Grab.

Es ist eigentlich unerhört, dass Brillat-Savarin, der sein Werk, „Physiologie des Geschmackes" betitelt, nach seiner meisterhaften Darstellung der Bedeutung aller Teile der Nase und des Gaumens für die Geschmacksempfindung, das Kapitel vom Tabak ganz vergessen hat.

Der Genuss des Tabaks geschieht heute durch den Mund, nachdem er lange seinen Weg durch die Nase genommen hatte. Er affiziert vor allem jene zweifach bedeutsamen Organe, die Brillat-Savarin glänzend an uns festgestellt hat: den Gaumen, seine Nebenorgane und die Nasengänge. Es ist ja wahr, der Tabak hatte, als der berühmte Professor sein Buch schrieb, noch nicht in dem Masse wie heute die französische Gesellschaft in allen ihren Schichten ergriffen. Ein Jahrhundert lang wurde er mehr in Pulverform zu sich genommen, als in Rauch umgesetzt, heute aber gefährdet die Zigarre die soziale Ordnung. Die ungeahnten Lüste, die man erlebt, wenn man sich als Schornstein betätigt, erschlossen sich der Menschheit.

Bei den ersten Versuchen verursacht der in Rauch verwandelte Tabak sehr empfindliche Schwindel-

gefühle. Bei den meisten Neophyten dieses Kults erzeugt er eine übermässige Speichelbildung, häufig Übelkeiten, die bis zum Erbrechen führen. Trotz dieser deutlichen Warnung der bitter gereizten Natur lässt jedoch der neue Tabakanbeter nicht von seinem Vorhaben: er gewöhnt sich. Seine Lehrzeit dauert manchmal mehrere Monate. Endlich siegt der Raucher wie Mithridates, — und er hat sich das Paradies erobert. Wie sonst sollte man den Zustand des Rauchers nennen? Der Arme, gefragt: Brot oder Tabak? zaudert keinen Augenblick, den Glimmstengel zu wählen. Die gleiche Wahl trifft der Jüngling ohne Sou, der seine Schuhsohlen am Asphalt der Boulevards abwetzt, und dessen kleine Geliebte Tag und Nacht arbeitet. Der korsische Bandit, den Sie in unzugänglichen Felsenschluchten oder auf weiten Dünen, die sein Räuberauge absucht, treffen, ist sofort und gerne bereit, Ihren Feind aus der Welt zu schaffen, wenn Sie ihm ein Pfund Tabak geben. Männer von grossem Wert behaupten, dass die Zigarre ihnen über die widrigsten Ereignisse hinweghilft. Soll der Dandy zwischen einer angebeteten Frau und der Zigarre entscheiden, er wird nicht länger zögern, die Geliebte zu verlassen, als der Sträfling im Gefängnis zu bleiben, wenn er dort Tabak à discretion bekommt. Welche Macht hat wohl dieser Genuss, für den der König der Könige sein halbes Reich hingegeben hätte, und der vor allem die Lust

der Elenden ist? Diese Lust, ich habe sie lange verleugnet, und man verdankte mir das folgende Axiom:

VI

Eine Zigarre rauchen, heisst Feuer schlucken.

Nun danke ich den Schlüssel zu diesem Wunderland der George Sand. Doch kann ich nur die Houka Indiens und die Narguileh der Perser gelten lassen. Wo's um materielle Genüsse geht, sind uns die Orientalen eben zweifellos weit überlegen.

Die Houka ist wie die Narguileh ein sehr elegantes Gerät. Die ungewöhnlichen und bizarren Formen reizen das Auge und verleihen demjenigen, der sich dieser seltsamen Apparate bedient, einen eigenen aristokratischen Nimbus in den Augen des erstaunten Bourgeois. Auf einem Wasserbehälter, der bauchig ist wie ein japanischer Topf, ruht eine Art von becherförmigem Pfeifenkopf aus Terrakotta, worin Tabak, Patschouli und andere Substanzen verbrannt werden, deren Rauch man nun einatmet. Denn man kann die verschiedenartigsten botanischen Erzeugnisse rauchend geniessen, von denen eines immer amüsanter ist und wirkt als das andere. Der Rauch geht durch mehrere ellenlange Schläuche aus Leder, Tierhäuten, die mit Seidenfransen, Silberfäden geziert sind; und ihr Ende ist getaucht in die Vase oben, wo wohlriechendes Wasser ist und wohin es auch aus dem

Hahn tröpfelt, der von der höher gelegenen Feuerstätte den Abfluss herstellt[1]).

Der Atem zieht nun den Rauch, der muss aber erst durchs Wasser durchgehen: der Horror vacui, den die Natur verspürt, zwingt dazu. Dieser Weg durch das Wasser lässt den Rauch seinen brenzlichen Beigeschmack verlieren, er wird frisch und kühl, nimmt ein feines Parfüm an, ohne jedoch die spezifischen Eigenschaften einzubüssen, welche die Verkohlung der Pflanze erzeugt. Dann wird das Aroma des Rauches in den Schlangenschläuchen aus Leder noch feiner und aromatischer und erreicht endlich den Gaumen rein und duftend. Er breitet sich auf den Papillen aus (den Wärzchen, die die Sinnesempfindungen fortleiten), die ihn gierig auffangen, und er steigt zum Hirn empor, gleich einem melodischen, weihrauchgetränkten Gebet, das zur Gottheit emporklingt.

Sie liegen da auf einem Diwan, beschäftigt, ohne etwas zu tun, Sie denken, ohne sich anzustrengen, berauschen sich, ohne zu trinken, ohne Ekel, ohne den geilen, faden Nachgeschmack des Champagners, ohne die nervösen Ermüdungszustände des Kaffees. Ihr Hirn erwirbt neue Kräfte,

1) Man merkt hier, wie an verschiedenen anderen Stellen, Balzacs Absicht, durch eine schwere wissenschaftliche Terminologie zu tun, was man „épater le bourgeois“ nennt. Und ich beim Übersetzen will ihm im Grabe nicht dieses Vergnügen stören. F.

Sie fühlen das Gewicht Ihrer knochigen Schädeldecke nicht mehr, mit weitausgebreiteten Flügeln durchfliegen Sie die Welt der Phantasie. Sie fangen Ihre flatternden Träume ein, einem Kinde gleich, das mit seinem Netz auf himmlischen Gefilden nach Libellen jagt. Und Ihre phantastischen Wünsche erscheinen Ihnen im idealsten Lichte, so dass Sie den Reiz spüren, sie zu Wirklichkeit zu machen. Die allerschönsten Hoffnungen schweben vor Ihnen auf und nieder, und zwar nicht mehr als blosse Illusionen. Sie haben Körper und tanzen um Sie, ebenso viele Taglionis. Mit wieviel Grazie und Anmut — Ihr wisst es, Ihr Raucher! Dieses Schauspiel verschönert die Natur, alle Härten des Lebens schwinden, das Leben ist mit einem Male leicht, der Verstand wird klar, und blau wird die graue Atmosphäre der Vorstellungen. Allein, es ist seltsam: sowie die Houka erlöscht, die Pfeife, die Zigarre ausgeraucht ist, fällt auch der Vorhang über diesem Spiel. Und welchen Preis haben Sie für diesen ausserordentlichen Genuss bezahlen müssen? Untersuchen wir die Frage, wobei anzumerken ist, dass für die *vorübergehenden* Einwirkungen das Gleiche für den Alkohol und den Kaffee gilt.

Der Raucher hat die Speichelabsonderung unterdrückt. Unterdrückt er sie nicht völlig, so verändert er doch zumindest ihre Bedingungen, der Speichel wird in eine Art zäher, dickflüssiger Sekretion ver-

wandelt. Endlich sind, falls der Raucher gar keinen mehr hat, alle Gefässe verschleimt, ihre Saug- und ihre Ausscheidungsorgane verstopft oder vernichtet, all die sinnreichen Wärzchen, deren wunderbarer Mechanismus in das Forschungsgebiet von Raspails Mikroskop gehört. Verweilen wir ein wenig auf diesem Gebiet.

Von allen Zirkulationssystemen im menschlichen Körper gehört die Bewegung der verschiedenen Schleimabsonderungen — dieser wundersamen zwischen Blut und Nerven eingebetteten Masse — zu den am sinnreichsten organisierten. Diese schleimigen Sekrete sind für die Harmonie unseres inneren Mechanismus von so wesentlicher Bedeutung, dass bei heftigen Gemütsbewegungen in uns ein fast gewaltsamer Hilferuf ausgelöst wird, damit in einem unbekannten Zentrum das Gleichgewicht wieder hergestellt wird. Ja, das Leben ist dann sozusagen so durstig, dass jeder, den einmal heftiger Zorn erfasst hat, sich wohl der plötzlichen Trockenheit im Schlund entsinnen wird, der Verdickung des Speichels, die plötzlich eingetreten ist und erst sehr langsam wieder dem normalen Zustand weicht. Diese Beobachtung hat mich so ungeheuer ergriffen, dass ich sie selbst auf ihre Richtigkeit hin trotz den schauerlichsten Gemütserschütterungen nachprüfen wollte. Aus diesem Grunde habe ich mich lange Zeit um die Gunst bemüht, mit zwei Herren speisen zu dürfen, die sonst ihr Beruf aus der Ge-

sellschaft ausschaltet: dem Chef der Kriminalpolizei und dem ersten Scharfrichter am königlichen Gerichtshof in Paris. Beide sind übrigens Bürger und Wähler, erfreuen sich aller bürgerlichen Ehrenrechte wie jeder andere Franzose. Der berühmte Chef der Sicherheitspolizei versicherte mir, dass sämtliche Verbrecher, die er je verhaftet hat, ohne Ausnahme für die Dauer von einer bis zu vier Wochen die Fähigkeit, auszuspucken, völlig verloren haben. Die Mörder waren es, die am spätesten diese Fähigkeit zurückgewannen. Der Scharfrichter hatte noch nie einen Mann auf dem Wege zum Schafott ausspeien sehen, auch nicht in der Zeit, von dem Augenblicke an, wo man mit seiner letzten Toilette begann.

Es sei nun gestattet, hier noch eine Tatsache mitzuteilen. Sie ist mir von dem Kommandanten des Schiffes (in eigener Person!) erzählt worden, auf dem jene kleine Episode sich zutrug, welche mir geeignet scheint, meine Argumentation zu bekräftigen.

Auf einer königlichen Fregatte wurde auf hoher See ein Diebstahl verübt. Der Schuldige musste also unbedingt an Bord sein. Aber trotz der eingehendsten Untersuchung und trotz der überall herrschenden Gewohnheit, dass jeder die geringfügigsten Nichtigkeiten des Alltagslebens des andern beobachtet, wie die enge Gemeinschaft des Lebens zur See sie mit sich bringt, konnten weder die

Daumier

Offiziere noch die Matrosen dem Täter auf die Spur kommen. Die ganze Mannschaft war durch dieses Vorkommnis in Atem gehalten. Der Kapitän und sein Stab verzweifelten schon an der Möglichkeit, der Gerechtigkeit zum Siege zu helfen. Da sagte der Steuermann zum Kommandanten:

„Morgen früh haben wir den Dieb!"

Grosses Erstaunen.

Am nächsten Morgen lässt der Steuermann die ganze Mannschaft auf Deck antreten und kündigt an, jetzt werde er den Schuldigen ausfindig machen. Er befiehlt, jeder Mann solle die Hand ausstrecken, in die verteilt er sodann kleine Häufchen Mehl. Nun befiehlt er den Leuten, aus diesem Mehl mit Hilfe ihres Speichels kleine Kugeln zu drehen und schreitet die Front ab. Und es gab einen unter der Bemannung, der seine Kugeln nicht hatte machen können, der Speichel hatte ihm gefehlt.

„Dieser ist der Schuldige," sagt der Steuermann zum Kapitän, und er hatte sich nicht geirrt.

Diese Beobachtungen und diese Tatsachen beweisen, welchen Wert die Natur den Schleimabsonderungen in ihren Beziehungen zum ganzen Organismus beimisst. Der Überschuss wird durch die Geschmacksorgane ausgeschieden und bildet den Hauptbestandteil der Magensäfte, dieser geschickten Chemiker, die aller Mühen unserer Laboratorien spotten. Jeder Arzt wird Ihnen bestätigen, dass die schwersten, hartnäckigsten und am heftigsten ein-

setzenden Krankheiten jene sind, die von einer Entzündung der Schleimhäute herrühren. Selbst der „Coryza", gewöhnlich Schnupfen genannt, schaltet durch einige Tage diese kostbarste Fähigkeit aus, und ist doch nichts weiter als eine ganz leichte Reizung der Schleimhäute der Nase und des Gehirns.

Nun hemmt der Raucher diese Zirkulation in jeder möglichen Weise, indem er die Ausscheidung unterbindet, die Tätigkeit der Wärzchen vernichtet, oder diese zumindest mit säuerlichen zusammenziehenden Säften tränkt. Während der ganzen Dauer seiner Betätigung macht der Raucher denn auch einen ziemlich stumpfsinnigen Eindruck. Charakteristisch für die Nationen, die am stärksten rauchen, wie beispielsweise die Holländer, die ersten Raucher in Europa, ist ihr apathisches, stumpfes Wesen. Holland hat auch keinen Bevölkerungsüberschuss. Die in dem Lande reichlich genossene Fischnahrung, sowie die Vorliebe für eingesalzenes Fleisch und einen sehr alkoholhältigen Wein, den sie aus der Touraine beziehen, wirken den Einflüssen des Tabaks ein wenig entgegen; dennoch werden die Niederlande immer demjenigen gehören, den es gelüsten wird, sie zu nehmen, und sie existieren im Grunde nur durch die Eifersucht der anderen Kabinette, die sie nicht unter französische Herrschaft kommen lassen wollen.

Rauch- und Kautabak haben schliesslich auch

bestimmte lokale Wirkungen, die Beachtung verdienen. Sie greifen den Zahnschmelz an, bringen das Zahnfleisch zum Anschwellen, dieses scheidet einen spezifischen Geruch aus, der sich mit den aufgenommenen Speisen und Getränken vermischt und wieder den Speichel verändert.

Wir wissen auch, dass die Türken, die dem Tabak, wenn sie ihn auch durch das Auslaugen in der Wirkung etwas abschwächen, in unmässiger Weise fröhnen, frühzeitig erschöpft sind. Da nur sehr wenige Türken reich genug sind, sich einen jener berühmten Serails zu halten, in dem sie ihre Jugendkräfte vergeuden können, bleibt nur die Annahme, dass hauptsächlich Tabak, Kaffee, und Opium, diese drei in ihrer Art ähnlichen Reizmittel, zusammenwirken, um ihre Zeugungsfähigkeit sehr früh zu zerstören. Ein Türke von dreissig Jahren ist in dieser Beziehung soviel wert wie ein fünfzigjähriger Europäer. Die Frage des Klimas spielt dabei eine ganz geringfügige Rolle.

## § 5

## Schlüsse

Die Steuerbehörde wird zweifellos diesen Ausführungen über die von ihr mit hohen Abgaben belegten Genussmittel entgegentreten. Dennoch sind sie wohlbegründet, und ich wage zu behaupten, dass die Pfeife einen durchaus nicht zu unterschätzenden Einfluss auf die Ruhe der deutschen Nation ausübt; denn sie raubt dem Menschen ein gewisses Ausmass seiner Energie. Der Fiskus ist von Natur stupid und antisozial. Er würde ruhig eine Nation dem Kretinismus preisgeben, wenn er sich damit die Lust schaffen könnte, die Goldstücke von einer Hand in die andere Hand laufen zu lassen, wie das die indischen Jongleure tun.

In unseren Tagen herrscht in allen Schichten der Gesellschaft eine Neigung zum Rausche, die von Moralisten und Staatsmännern bekämpft werden muss. Denn der Rausch bedeutet, in welcher Form er auch auftreten mag, eine Hemmung jeder sozialen Bewegung. Der Alkohol und der Tabak bedrohen die moderne Gesellschaft. Wenn man die Londoner Schnapspaläste gesehen hat, begreift man die Temperenzgesellschaften.

Brillat-Savarin, der als einer der ersten den Ein-

fluss festgestellt hat, den alles, was durch den Mund in den Organismus aufgenommen wird, auf die Schicksale der Menschen ausübt, hätte seiner Arbeit den rechten grossen Wert für aller Augen gegeben, wenn er jene nützliche Statistik hätte ausführen lassen, die Grundlage seiner Theorie gewesen wäre: die Aufstellung der Beziehungen zwischen den Genüssen und den Leistungen grosser Männer. So eine Statistik wäre gewissermassen das Budget aller Dinge. Sie würde recht ernste Fragen aufhellen: wie nämlich alle Exzesse unserer Tage die Zukunft der Völker beeinflussen.

Der Wein, dieses Reizmittel der niedrigen Schichten, enthält wohl in seinem Alkohol ein schädliches Element; aber es dauert wenigstens je nach den einzelnen Konstitutionen eine recht ausgedehnte, kaum zu bestimmende Zeit, bis die Menschen jenen von uns besprochenen Prozessen anheimfallen. Und so plötzliche Einäscherungen wie die geschilderten sind ausserordentlich seltene Phänomene.

Was den Zucker anbelangt, so hat Frankreich ihn lange entbehren müssen. Und mir ist bekannt, dass die Lungenkrankheiten, deren häufiges Auftreten bei der in den Jahren 1800 bis 1814 geborenen Generation die ärztlichen Statistiker in Erstaunen setzte, dieser Entziehung zugeschrieben werden dürfen, sowie der Missbrauch Hauterkrankungen zur Folge hat.

Es ist kein Zweifel: der Alkohol, welcher die Basis der Weine und Liköre bildet, die fast von allen Franzosen unmässig genossen werden, ebenso der Kaffee und auch der Zucker, der phosphorbildende und brennbare Substanzen enthält, und die beide in immer steigendem Masse konsumiert werden, verändern die Grundlagen und Bedingungen der Zeugungskräfte. Es ist ja nunmehr doch wissenschaftlich erwiesen, dass selbst Fischnahrung die Potenz beeinflusst.

Diese Art von Besteuerung ist also vielleicht noch unmoralischer als das Spiel, zersetzender, antisozialer als die Roulette. Der Branntwein ist ein verhängnisvolles Fabrikat, dessen Verkaufslokale überwacht werden sollten. Völker sind grosse Kinder, und die Staatskunst müsste ihre Mutter sein. Die Volksernährung, auf sämtliche Beziehungen hin angesehen, bildet einen ungeheuren und sehr vernachlässigten Teil der Politik. Ich möchte sogar behaupten, sie stecke noch in den Kinderschuhen.

Diese fünf Arten von Exzessen weisen *eine* grosse Ähnlichkeit in ihren Wirkungen auf: den übermässigen Durst, Schweissausbruch, Verlust der Schleimabsonderung und die daraus resultierende Zerstörung der Zeugungsfähigkeit.

Das folgende Axiom sei denn in die Wissenschaft vom Menschen aufgenommen:

VII

Alle Ausschweifungen, welche die Schleimhäute affizieren, verkürzen die Lebensdauer.

Der Mensch besitzt nur eine bestimmte Summe von Lebenskräften; diese ist gleichmässig verteilt auf die Blutzirkulation, die Schleimhäute und das Nervensystem. Ein Lebenssystem zugunsten des andern berauben, heisst ein Dritteil Tod herbeiführen.

Resumieren wir also in einem bildlichen Axiom:

VIII

Wenn Frankreich seine fünfhunderttausend Mann nach den Pyrenäen schickt, dann hat es sie nicht am Rhein. Und so ist es auch mit dem Menschen.

1838.

# Die Kunst, seine Krawatte zu binden

# *Die Kunst,*
# *seine Krawatte zu binden*

*nach allen bekannten und gebräuchlichen Arten*

*Lehrkurs in sechzehn Lektionen*

*mit einem Vorwort*

*über die historische Entwickelung der Krawatte von ihren Anfängen bis zum heutigen Tage und Betrachtungen über den Gebrauch der Kragen, der schwarzen Krawatte und die Verwendung von Foulards*

*vom Baron Emile de l'Empésé.*

*Ein unentbehrlicher Ratgeber für unsere Fashionablen, versehen mit zweiunddreissig erläuternden Figurinen (Skizzen) und dem Porträt des Verfassers.*

*„Die Kunst, seine Krawatte anzulegen, bedeutet für den Weltmann, was die Kunst, ein Diner zu geben, für den Staatsmann bedeutet."*

*Paris*

*Librairie universelle rue Vivienne No. 2 bis an der Ecke der Passage Colbert, und bei den beliebtesten Lieferanten von Krawatten, Kragen und Halsbinden der Hauptstadt.*

1827.

So lautet der vollständige Titel
des kleinen Werkes, aus dem
hier Auszüge gegeben werden

# Vorrede des Verfassers
oder
# Plan des Werkes

Kein Habitué der klassischen Tuilerien, des duftenden Boulevard de Gand, ja sogar des gelehrten Luxembourg wird die Nützlichkeit der „*Kunst, seine Krawatte zu binden*“ in Zweifel ziehen. Keine Dame von Geschmack wird leugnen, dass diese wohldurchdachte und begründete Theorie einem allgemein empfundenen Bedürfnis entspricht, indem sie über die Merkmale belehrt, welche den Mann comme il faut von demjenigen unterscheiden, der es nicht ist.

„Die Kunst, seine Krawatte zu binden, bedeutet für den Weltmann, was die Kunst, ein Diner zu geben, für den Staatsmann bedeutet,“ sagt der Autor in dem von ihm gewählten Motto. Aber die Krawatte ist nicht allein ein bewährtes Schutzmittel gegen Schnupfen, steifen Hals, Entzündungen, Zahnschmerzen und andere unerfreuliche Naturerscheinungen derselben Kategorie, sie bildet auch einen wesentlichen und unerlässlichen Bestandteil der Toilette und gestattet in der reichen Mannigfaltigkeit ihrer Formen sichere Schlüsse auf die Wesensart des Trägers. Die Krawatte des Mannes von Genie wird der Krawatte eines kleinen Geistes

nie ähnlich sehen, und wir sind überzeugt, dass der Autor des „Pied de mouton" den Knoten seiner Krawatte anders knüpft, als der Autor der „Martyrs". Vergleichen Sie die äussere Erscheinung von Monsieur Auguste Hus mit der von Monsieur de Lamartine und Sie werden erkennen, dass sehr bedeutende Unterschiede zwischen der klassischen und der romantischen Krawatte bestehen. Wenn, wie Buffon gesagt hat, „der Stil der ganze Mann ist", so können wir unserseits sagen: *die Krawatte ist der ganze Mann.* Sie ist der Thermometer, an dem man den Grad des Geschmackes in Sachen der Kleidung und Bildung ablesen kann.

Die unendliche Mannigfaltigkeit der Charaktere und geistigen Veranlagungen bedingt eine ebenso reiche Mannigfaltigkeit der Krawatten.

Der Autor beschreibt in seinem Werke zweiunddreissig verschiedene Arten, seine Krawatte zu binden. Es gibt darunter Abarten für alle Vermögenslagen, für alle Altersstufen, für alle Temperamente, kurz — für alle Verhältnisse und Umstände des Lebens.

Dem exakten Kopf empfiehlt er die *mathematische Krawatte*, dem Mann, der Glück bei Frauen hat, die *orientalische Krawatte.* Die *Krawatte à la Byron* kann nur von sehr wenigen unserer zeitgenössischen Dichter getragen werden. Wollen Sie als schmachtender Liebhaber Ihr Glück machen, dann wählen Sie die *Krawatte à la Bergami* (die

aber nicht ohne den dazu passenden Backenbart und entsprechende Waden zu tragen ist). Der Redner und Publizist der Opposition werden der *amerikanischen Krawatte* den Vorzug geben (einige unserer Deputierten zeigen Vorliebe für diese Art, aber die Mehrzahl scheint die *gastronomische Krawatte* vorzuziehen). Der junge Besucher der Boudoirs wird sich mit der *sentimentalen Krawatte* schmücken. Die *Ballkrawatte* bleibt den Helden der Salons vorbehalten, das *Collier de Cheval* den Zahlmeistern in der Provinz, die *Jagdkrawatte* dem Landedelmann, die „*marate*" (die *hochnotpeinliche*) einigen unserer Rechtsanwälte, die *Fidelité* der früheren Garde Nationale von Paris, endlich der *gordische Knoten* allen unseren diplomatischen Vertretern.

Die Krawatten unterscheiden sich nicht immer nur in der Form, sie haben auch jede ihre eigene Farbe.

Man täuscht sich, wenn man in *der Kunst, seine Krawatte zu binden* nicht mehr sehen wollte, als ein Werk der Mode; es ist vielmehr eine historische, philosophische und sittengeschichtliche Abhandlung, es ist eine kleine Enzyklopädie voll Gelehrsamkeit, darin man manche recht gelehrte Auseinandersetzung finden mag.

Die Frage, ob im Altertum Krawatten getragen wurden oder nicht, wird mit seltenem Scharfsinn erörtert. Der Autor versichert, ja er tut noch mehr:

er *beweist* in seiner Geschichte der Krawatte, die er an die Spitze seiner Arbeit stellt, dass die Römer Kinnbinden trugen, die eine grosse Ähnlichkeit mit unseren Krawatten zeigen. Er beweist ferner (in dem Kapitel, das besonders die Kragen behandelt), dass die Perser, die Griechen, die Ägypter und eine Menge anderer Völker des Altertums unter der Bezeichnung „Colliers" ganz richtige Kragen getragen haben.

In seinen Betrachtungen über den Gebrauch der *schwarzen Krawatte* und die Anwendung seidener Halsbinden weist er nach, dass die erstere nie grössere Verbreitung erlangt hat als in den letzten zehn Jahren des achtzehnten und den ersten zehn Jahren des neunzehnten Jahrhunderts. Das macht im ganzen zwanzig Jahre unsterblichen glanzvollen Ruhmes. Wie dem auch sei, die Abhandlung unseres Autors wird sich stets ehrenvoll an der Seite gewisser gelehrter Traktate (wir haben den Vorzug, einige zu kennen, deren Verfasser R. R. P. P. Jesuitenpatres sind) behaupten können, in denen die wichtige Frage ergründet werden soll, ob die Juden Brillen und ob die Heiden Perücken getragen haben.

Er hat seine Arbeit in mehr oder weniger lange Lektionen eingeteilt. Jede Lektion behandelt eine besondere Manier, seine Krawatte zu tragen. In der zweiten Lektion demonstriert und löst der Autor das berühmte und von allen Reformern auf dem

*Henry Monnier.*

Gebiete des Krawattenbindens gekannte Problem des *gordischen Knotens*. Da findet man sozusagen den Schlüssel zu allen Knoten. Die vorletzte Lektion (also die fünfzehnte) umfasst allein achtzehn Arten, seine Krawatte zu binden. Wir bemerken aber, um den Leser nicht abzuschrecken, dass diese achtzehn Arten gewissermassen nur von den vierzehn ersten abgeleitet sind, die als die einzigen vom Autor als *klassisch* erkannten zu gelten haben. Während die anderen von ihm in die Klasse der *romantischen* eingeordnet werden, die man dementsprechend ad libitum ausdehnen kann.

Die erste und die letzte Lektion (die No. 1 und 16) sind unbestreitbar diejenigen, deren genaue Kenntnis am wertvollsten ist wegen der Anweisungen, Meinungen und unanfechtbaren Wahrheiten, die sie enthalten. In einem letzten „*Konklusion*" überschriebenen Kapitel ist der Verfasser der tiefempfundenen Verpflichtung nachgekommen, zusammenfassend zu beweisen, von welcher Bedeutung der gut oder schlecht gebundene Knoten einer Krawatte in der Gesellschaft unserer Zeit ist.

Die Krönung des Werkes aber bilden den Text erläuternde Zeichnungen. Die hat der Autor hinzugefügt, damit seine Ausführungen auch jenen zahlreichen Lesern — nein, wir zweifeln keinen Augenblick daran, dass es die geben wird! — klar werden, bis zu denen sein Geist nicht vordringen konnte; da soll also die Linie, die Geometrie sogar

nachhelfen. Daran schliesst sich eine (er sagt's wenigstens) geschickt zusammengestellte alphabetische Liste der renommiertesten Fournisseure von Krawatten, Halsbinden und Kragen der Hauptstadt.

Was das dem Bande vorangesetzte Porträt betrifft, nun, wir können bezeugen, es ist bis aufs letzte dem Original ähnlich, das rühmlich bekannt ist durch die von ihm täglich nach in- und auswärts, gratis und franko, wie auch in seinem Hause erteilten Ratschläge an alle, so eine Krawatte zu tragen verstehen. Jedermann hat doch von dem seligen Baron de l'Empésé sprechen hören, der als Fähnrich des berühmten Regimentes *Royal Cravate* vor Ausbruch der Revolution seinem Vaterlande ehrenvoll gedient hat . . . . . Nun, dieser ist es zwar nicht, den das Porträt getreulich zeigt, wohl aber war es sein Herr Vater . . . . .

Um endlich diese etwas lang geratene, aber dringlichst nötige Vorrede zum Abschluss zu bringen, möchten wir noch eines bemerken: Unsere Elegants werden dieses Werk zu kaufen nicht umhin können, denn sein Studium lässt sich nicht in einem Tag absolvieren, es braucht *täglich* mehrere Stunden hingebender ernsthafter Arbeit.

Wahrlich, es ist eine schwere Menge obskurer Konkurrenten und unwürdiger Rivalen, von denen durch dieses Werk die Leute comme il faut, und

die es gerne sein möchten, mit einem Schlag befreit werden. Da ist der Handwerker, den das erste Morgendämmern zur Arbeit nach dem Arc de triomphe, der Etoile ruft, der Hilfsarbeiter, der gehalten ist, um neun Uhr präzise in seinem Bureau im Steueramt anzutreten, der Ladenbesitzer in der Galerie Colbert, den der *Käufer* endlos belästigt, um dann nichts zu — *kaufen*, sein Nachbar, der Limonadenverkäufer an der Ecke, dem früh seine vielen Kunden kaum die Zeit gönnen, seine Hosen anzuziehen, dass er sie nicht würdig bedienen kann, der Richter, der an die Erfüllung eines Amtes gebunden ist, dessen Wirkungen nicht für jeden angenehm sind, der Schriftsteller, der über seinem Manuskript und der Kärglichkeit seines Frühstücks dahinwelkt . . . . . und noch eine Menge anderer ehrenwerter Mitbürger, die wahrhaftig nicht in der Lage sind, sich mit den wahren „Fashionables" und jenen bevorzugten Wesen, denen die launische Glücksgöttin gestattet, sich üppig und verschwenderisch ihrer Gaben zu bedienen, in einen edlen, aber nutzlosen Wettstreit einzulassen.

Inmitten der allgemeinen Nivellierungsbestrebungen, von denen die Gesellschaft bedroht ist, inmitten der Verschmelzung aller Rangstufen und Verhältnisse, inmitten der unentrinnbaren Überflutung aller grossen und überlegenen Ansprüche durch die kleinlichen und untergeordneten, glauben wir den hohen Klassen der Gesellschaft einen her-

vorragenden, wahrhaft segensreichen Dienst zu leisten, indem wir dieses Werk „*Von der Kunst, seine Krawatte zu binden*“ in ihre Hände legen.

Der Herausgeber.

Der Übersetzer merkt nochmals an, dass ihn kein philologischer Ehrgeiz zu bewegen vermocht hat, alle Kapitel und die anno damals wohl praktischen „Werkzeichnungen“, wie jede einzelne Krawatte zu binden ist, hier wiederzugeben. Er hat sich begnügt, einiges aus dem Elzevirband herauszuzupfen, was noch heute amüsieren kann oder für Balzac und dieses Grössten Zeit charakteristisch schien. Im übrigen wird nochmals auf die einleitende Notiz verwiesen.

# Von der Krawatte[1])

## Ihre Geschichte

im Lichte etymologischer, philosophischer, medizinischer, physikalischer, moralischer, politischer, religiöser und militärischer Betrachtung, betrachtet auf ihren Einfluss und Gebrauch in der Gesellschaft hin, seit ihren Anfängen bis auf den heutigen Tag.

Wir besitzen keinerlei zuverlässige Überlieferung, für die Feststellung der Zeit, in der man anfing, Krawatten zu tragen.

Die Alten wussten nichts von der lächerlichen und gefährlichen Mode, seinen Hals in ein entweder vorne geknüpftes oder rückwärts mit einer Schnalle zusammengehaltenes Stück Stoff einzuschnüren. Sie trugen diesen Teil des Körpers, in dem so viele Gefässe zusammenlaufen, und wo der Sitz so vieler Organe, die man nicht ungestraft beengt, ist, frei. Immerhin, gegen die Kälte vertanden sie es doch, sich zu schützen, und zwar durch ein Halstuch aus

1) Krawatte. Weibliches Substantiv. Ein um den Hals gelegtes Linnen, das vorne geknüpft wird und dessen Enden auf die Brust herabhängen. (Dictionnaire der Akademie.)

Gefälteltes Leinen, das man um den Hals legt. Coesitium collo circumvolutum II. N. Ovid. (Lateinisch-französisches Wörterbuch von Noël.)

Anmerkung des französischen Herausgebers.

Wolle, Baumwolle oder Seide, das man in Rom *focale* nannte, was wohl mit faucare zusammenhängt, das seinerseits von fauces (Kehle) abstammen dürfte. Aber um sich dieses Schutzmittels bedienen zu dürfen, musste man sich gewissermassen verstecken, es sei denn, dass man wirklich unwohl oder gar krank war. Dann erst konnte man, ohne Tadel oder Hohn befürchten zu müssen, den Kopf und die Schultern bedecken, ja sogar Strümpfe, Fusstücher anziehen [1]).

Der R. P. Guillaume Adam, hervorragender Jesuitenpater, scheint in seinem Werke über römische Altertümer [2]) fast unwiderleglich zu beweisen, dass die Römer sich einer Art von *Kinnbinden* bedienten, um Hals und Kehle vor der Kälte zu schützen. Man nannte diese Kinnbinden focalia vel focale [3]), und die Redner, die sich von Berufs wegen vor Erkältungen bewahren mussten, trugen dazu bei, dieser Mode Verbreitung zu schaffen. Einige, so sagt wörtlich der ehrwürdige Pater, bedienten sich zu diesem Zwecke eines Schnupftuches (sudorium) [4]). Sicherlich kann man an diesen Keimen die Krawatte nicht verkennen, die man noch heute in einigen Ländern ja Halstuch nennt. Schenkt man den

1) Pallialum, sicut fascias et facialia sola excusure postet valeludo (Quintil)

2) 4 Bde. in 4° Strassburg 1724.

3) a faucibus, Horat. IV. 41., Mart. XIV. 142.

4) Sueton No. 51.

Worten eines gewissen Geschichtschreibers, der viel über die antike Welt veröffentlicht hat, Glauben, „so war derlei Tun oft nur Pose oder ein Vorwand, dessen sich manche feminine und verzärtelte junge Leute bedienten, um sich interessant zu machen, oder um sich harten Pflichten zu entziehen, vor denen sie in ihrer Verweichlichung Angst hatten.“ *Videbis quosdam graciles, et palliolo, focalique circumdatos pallentes et oegris similes* [1]).

Augustus, der stets schwächliche und fröstelnde, trug zu Hause und bei seinen Lieblingen gewöhnlich das Focale, aber in der Öffentlichkeit sah man ihn nie damit. Und Lampritius merkt an, dass Alexander der Strenge niemals seine Zuflucht dazu nahm, es sei denn beim Verlassen der Thermen auf dem Wege zu seinem Palast.

Man musste demnach in Rom, um seine Manneswürde und Bürgerehre aufrecht zu halten, seinen Hals frei tragen; höchstens durfte man ihn bei schlechter Witterung mit der Toga oder mit der Hand bedecken, um sich warm zu halten.

Lange Zeit liessen unsere Vorfahren ihren Hals entblösst, allen Einflüssen der Atmosphäre ebenso ausgesetzt, wie das Gesicht, und es ging ihnen dabei um nichts schlechter, eher im Gegenteil. Bei den Sarmaten stehen darin die Kindeskinder gegen ihre Vorfahren nicht zurück, denn die Polen tragen bis zum heutigen Tage nie etwas um den Hals,

1) Seneca.

wie rauh auch der Winter in den Gegenden, die dieses Volk bewohnt, sein mag. Die gleiche Gewohnheit hat sich (was allerdings weniger erstaunlich ist) auch bei den Orientalen erhalten, die gerne noch heute für einen vollen weissen Hals das Bild von „der Schönheit eines elfenbeinernen Turmes“ gebrauchen. Die Kalmücken, Baschkiren und andere Tartaren von den Ufern des Don und des Kaspischen Meeres, die wir zur Zeit der fremden Okkupation[1]) unter den russischen Truppen zu sehen Gelegenheit hatten, tragen auch den Hals bloss; dabei gibt es unter ihnen nicht wenige, die den oberwähnten Vergleich auf sich wahrhaftig nicht beziehen dürfen, so hässlich und verunstaltet ist bei ihnen dieser Körperteil: nämlich jene gewisse Art von Sängern, die mit unartikulierten Tönen einen Flötenbläser akkompagnieren, der einem Rohr aus rohem Blech meist wenig harmonische Weisen entlockt. Die getreuen Jünger dieses Bläsers mühen sich mit heftigen Anstrengungen ihrer Lungen, die Töne seines Instrumentes nachzuahmen, wobei ihnen alle Adern am Halse (besonders aber die Halsschlagader selbst) mit der Zeit in monströser Weise anschwellen. Dieselbe Beobachtung wurde auch an den Ägyptern gemacht zur Zeit der Eroberung ihres Landes unter General Bonaparte[2]).

1) In den Jahren 1814, 1815 und 1817.

2) In den Jahren 1798 und 1799.

Allmählich wurde man in Frankreich und in andern Ländern Europas der Sitte, den Hals frei zu tragen, müde, und mehr einem Luxusbedürfnis als einer Notwendigkeit gehorchend, umgab man ihn — jedoch ohne ihn einzuzwängen — mit einem Stück zarten geplätteten Linnen, das an das bisher kragenlose Hemd, bei Männern sowie bei Frauen, befestigt wurde und zwanglos auf die Brust herabfiel, wo es mit Schnüren zusammengehalten wurde. Daraus entwickelten sich in der Folge Kragen aller Arten; noch aber ahnte man nicht einmal jene warmen und dicken Binden, mit denen man sich in späteren Tagen die Kehle einzuschnüren begann.

Dann kamen die plissierten oder in Tollfalten gelegten, ein- und mehrstufigen Halskrausen auf, eine zweifellos sehr unbequeme, aber durchaus nicht gefährliche Zier, und die gab es solange, bis man anfing, die Haare kurz geschnitten zu tragen. Als Ludwig XIII. die seinigen wachsen liess, verschwanden die wieder, und nun umgaben hohe Kolletten, à jour gestickte Passen, plissierte Rüschen, ganz einfache oder reich mit Spitzen und Stickereien gezierte Kragen den Hals unserer Väter bis ans Kinn, ja bedeckten noch zum Teile Arme und Schultern. Als aber Ludwig XIV. dann seine enormen, bald blonden, bald schwarzen Perücken zu tragen begann, die nur ein kleines Stück des Halses vorne sehen liessen, machte dieser ganze glanzvolle Auf-

putz Platz für geknüpfte Bänder in grellen, leuchtenden Farben, wie es solche dem galanten König zuerst zu tragen beliebte. Und das wurde nun eine Mode, die bald ein jeder, je nach seinem Rang und seiner Laune, nachzuahmen bestrebt war.

Bis zu dieser Zeit lösten mehr oder minder seriöse Kragenmoden einander ab. Von Frivolität war nichts zu merken, die Harmlosigkeit herrschte. Jetzt fingen sie jedoch an, schädlich zu werden, denn auf den Hals wurde ein Druck ausgeübt, von dem er bisher verschont geblieben war.

Im Jahre 1660 zog in Frankreich ein fremdes, aus Kroaten zusammengesetztes Regiment ein. An der seltsamen Tracht dieser Truppe bemerkte man ein Detail, das allgemein gefiel und das man alsobald nachzuahmen begann. Es war dies eine rund um den Hals geschlungene Binde — aus einem gewöhnlichen groben Gewebe für den gemeinen Mann, aus Musselin oder Seidenstoff für den Offizier. Die Enden waren entweder zu einer Rosette zusammengerafft oder mit Troddeln oder Quasten geziert, die nicht ohne Anmut auf die Brust herabhingen [1]).

1) Es existiert noch heute ein Korps, als ein Teil der königlichen Garde angesehen und demgemäss behandelt, das nicht nur durch seine glänzende Haltung, sondern mehr noch durch die zahlreichen Dienste bedeutsam und merkenswert ist, die es den Einwohnern der Hauptstadt in Stunden der Gefahr geleistet hat, und das an seiner Uniform

Diese neue Adjustierung wurde zuerst eine „Croate“ genannt, was im Sprachmissbrauch bald zu „Cravate“ korrumpiert wurde. Dasselbe Schicksal hatte auch der Name des Regiments selbst, das in der Folge bis in die Revolutionszeit hinein den originellen Namen „Royal-Cravate“ beibehielt.

Doch hatte erst nach dem Siege von Steinkirchen das Regiment diesen berühmt gewordenen Namen angenommen. Das war denn auch die Zeit, in der die Krawatten in allen Gesellschaftsklassen Aufnahme fanden.

Im übrigen engte dieser neue Putz den Hals nur mässig ein und behinderte seine Beweglichkeit nicht allzusehr. Hören wir noch, was Voltaire im Jahrhundert Ludwig XIV. gesagt hat über die Krawatte. Er beschreibt zunächst den Enthusiasmus, den die Nachricht von dem Siege bei Steinkirchen im Volke erweckte und fährt dann fort:

„. . . . . Die Männer trugen damals Krawatten aus Spitzen, die nur mit einem ziemlichen Aufwand von Zeit und Mühe angebracht werden konnten.

den Schmuck, von dem hier die Rede ist, beibehalten hat; nämlich eine kleine Quaste, die ungefähr zwei Daumen breit unter dem Kragen heraushängt und über den Verschnürungen des oberen Teiles des Waffenrockes auf der Brust hin und her balanciert. Es ist das Regiment der — städtischen Feuerwehr von Paris, das einzige unter den Regimentern der französischen Armee, das diese Zier beibehalten hat.

Die Prinzen, die sich in grösster Hast für die Schlacht hatten anziehen müssen, hatten also die Krawatten nachlässig um den Hals geschlungen. Daraufhin trugen die Frauen Putz, der nach diesem Modell gearbeitet war. Diese nannte man Steinkerques etc.“

Die Offiziere und reichen Leute trugen damals sehr feine Krawatten, deren Zipfel entweder gestickt oder mit einer breiten Spitze verziert waren. Die Krawatten der gemeinen Soldaten und des Volkes wurden aus einem Stück Tuch oder Baumwollstoff, im besten Falle aus plissiertem schwarzen Taft gefertigt, und man band sie mit zwei kleinen Schnüren am Halse fest. In der Folge wurden diese Schnüre durch Spangen oder eine Schnalle ersetzt, und von da ab nahm die Krawatte die Bezeichnung Kragen an[1]).

Wir sind recht sehr geneigt, anzunehmen, dass auf diese Mode und diese Epoche, an die sich die glorreichsten Erinnerungen unserer Armee knüpfen, die in Frankreich gebräuchliche Sitte, Krawatten an den Fahnen zu befestigen, zurückgeführt werden kann. Denn während der darauffolgenden Regierung, die sich unheilvollerweise sehr weit von der vorhergehenden entfernte, wichen die sieghaften *Steinkerques* den elenden engen Kragen, die unter Ludwig XVI. den *Cravates à la Chancelière*

1) Siehe das folgende Kapitel, welches speziell von Kragen handelt.

Monnier

Platz machten. Diese Mode aber hatte nur eine gar kurze Lebensdauer; es kam die Revolution und mit ihr verschwanden nicht nur die Krawatten, sondern sogar die — Hosen.

Von dem Momente an, als das Volk von Paris auf römisch, griechisch oder spartanisch posierte, musste es wohl oder übel die Krawatte verbannen und den Hals frei tragen, nach dem leuchtenden Beispiele der Brutus, Perikles und Leonidas, die man sich als heldenhafte Vorbilder erkoren hatte. Man zog also Kragen und Hosen aus. Hatte der Anblick eines solcher Art unanständig zugerichteten Individuums etwas Trauriges und Abstossendes an sich, so erweckten späterhin jene Gecken, die Opfertiere posierten und sich sorgfältig — unordentlich herrichteten, nur Spott und Heiterkeit.

Kurze Zeit nachher (1796) stiegen die Krawatten wieder sehr in der Gunst; ihr Gebrauch entwickelte sich bis zu einem Unfug, an den man nicht glauben könnte, wenn man nicht Zeuge desselben gewesen wäre. Einige umhüllten den Hals mit ganzen Stücken von Musselin, andere bedeckten ihn förmlich mit einem gesteppten Kissen, auf dem noch zum Überfluss einige Taschentücher angebracht wurden. Durch dieses Gerüst wurde der Hals mit dem Kopf auf ein Niveau gebracht, übertraf ihn noch an Umfang, und man wusste nicht mehr, wo der eine anfing, der andere aufhörte. Der Kragen des Hemdes stieg bis über die Ohren hin-

auf, und der obere Rand der Krawatte bedeckte das Kinn und den Mund bis an die Nase. Und zwar so, dass von dem Gesicht, das an den Seiten ein dichter Backenbart umrahmte, und dessen oberer Teil mit bis in die Augen gekämmten Haaren bedeckt war, rein nichts als die Nase in ihrem ganzen Umfang sichtbar blieb. So ausstaffiert glichen unsere Elegants viel eher Tieren als Menschen. Junge Leute, die sich in dieser Art kleideten, gaben auch recht anmutige Karrikaturen ab. Sie konnten nur gerade vor sich sehen. Wenn sie zur Seite schauen wollten, mussten sie den ganzen Rumpf biegen und wenden, der mit dem Hals und dem Kopf nur mehr ein Einziges und Ganzes bildete. Es war ihnen unmöglich, den Kopf nach irgendeiner Richtung hin zu neigen: man hätte sie für groteske, nur flüchtig skizzierte Statuen halten können. Das waren unsere *Incroyables.*

Man merke wohl an, dass die allermeisten Moden erfunden wurden, um ein Gebrechen oder eine Missbildung zu verbergen. Die Vorliebe für die grosse Krawatte hatte auch keinen andern Sinn. Sie stammt von den Engländern; bei denen dient sie dazu, jene widerlichen Narben zu verdecken, welche die Skrofulose, ein Übel, das unter ihnen endemisch und erblich herrscht, an ihrem Halse zurücklässt. Sonderbar genug kam es dann so, dass die Franzosen, als sie diese Mode bis zur Narretei mitmachten, nur Narben bekamen — besonders

während der glorreichen Feldzüge unserer republikanischen Armee, — die Ehren anzeigten.

Damals mussten die höheren Offiziere, die bei ihrem Truppenkörper mit einer Krawatte anlangten, deren Grösse mit ihrem Rang im Einklang stand, sie bald ablegen; es war ihnen ja unmöglich — denn rundum hatten sie den Hals mit einer Masse von Leinen verbandagiert — den steifen Kopf nach irgendeiner Richtung hin zu drehen. Wie hätten sie sehen sollen, was um sie herum vorging?

Dennoch sind manche Offiziere in Umstände gekommen, wo die grossen Krawatten ihnen die besten Dienste leisteten, ja das Leben gerettet haben. Wir erwähnen hier nur einen Fall, den wir dem Doktor Pezis entlehnen, und wir wollen ihm selbst das Wort geben:

„Ich hatte", so erzählt er, „gerade dem tapferen General Lassalle, der damals jung und ein Sklave der Mode war, die enorme Grösse seiner Krawatte vorgeworfen. Das von ihm befehligte Regiment macht unmittelbar darauf einen Ausfall, wird zurückgeworfen, geht von neuem zur Attacke vor, zerstreut die feindliche Kavallerie und bezieht darauf wieder sein Biwak. Man meldet mir, dass der Oberst einen Pistolenschuss in die Kehle erhalten habe. Ich eile herbei, und man zeigt mir eine Kugel, die gerade durch die Dicke jener Krawatte aufgehalten worden war, deren Umfang ich kurz zuvor

getadelt hatte. Auch zwei Offiziere und mehrere Husaren hatten Säbelhiebe auf die ihren erhalten; und so war ich gezwungen, zuzugeben, dass die grossen Krawatten mitunter doch zu etwas gut sein können"[1]).

Allein erfahrungsgemäss steht es fest, dass ein Kirchensänger seine Stimme verliert, wenn er zu grosse und zu festgeknüpfte Krawatten trägt. Der Sänger wie die Sängerin büssen die Leichtigkeit ihrer Stimme ein, sobald ihr Stimmapparat von einer Krawatte, einem Kragen oder sonst einem beengendem Schmuck gepresst und gehemmt wird. Dennoch müssen gerade sie mehr als irgend sonst wer ihren Hals warm zu halten suchen.

Eine milde Wärme erhält die Schmiegsamkeit des Organs und gibt der Stimme reinen Wohlklang. Darum versäumen Sänger es nie, vor dem Singen ihre Krawatten zu lösen, wie sie nie vergessen, nach dem Singen sich vor Kälte zu schützen.

Wenige Teile des Körpers sind gegen den Kontakt mit der Kälte und gegen Zugluft empfindlicher als der Hals. Diese Empfindlichkeit ist die Folge der Angewohnheit, sich zu sehr einzuhüllen. Wenn man erhitzt ist und unvorsichtig seinen Hals entblösst, kann man — und das geschieht häufig genug! — sich eine heftige Grippe oder eine bösartige Bräune zuziehen oder plötzlich einen Anfall von

1) Dictionnaire des Sciences medicales.

Heiserkeit bekommen, ja sogar den Grund zu schweren Störungen der Luftwege oder gar Schwindsucht, Kehlkopfkrebs und anderen schönen Dingen legen. Junge Männer oder junge Mädchen können beim Verlassen eines Balles oder eines warmen Lokales nicht vorsichtig genug sein, um sich vor einer Erkältung des Halses oder der Brust zu schützen.

Die Bergbewohner und Südländer, insbesondere die Spanier, sind sich der Gefahren dieser plötzlichen Übergänge wohl bewusst. So versäumen sie, die auch stets eine grosse, meist seidene Krawatte nachlässig um den Hals geschlungen tragen, es nie, sich fest darin einzuhüllen, wenn sie, erhitzt, plötzlich von einem kalten Luftzug überrascht werden.

Im übrigen ist der Triumph der Krawatte in allem, was unsere Kleidung und unsere Gebräuche betrifft, erst endgültig besiegelt und vollkommen gewesen, als man auf die Idee kam, sie zu *stärken*. Wem aber verdanken wir diese sublime Idee? Den Engländern, den Russen, den Italienern, den Spaniern oder uns selbst? . . . . . Das ist eine Frage, die wir noch nicht endgültig zu beantworten wagen. Einstweilen wird der Ruhm dieser Entdeckung von einer grossen Anzahl von Wäscherinnen sämtlicher europäischen Mächte für sich reklamiert . . .

Immerhin, weitergehende, tieferschürfende Nachforschungen von unserer Seite scheinen hier unangebracht; erst durch fortgesetzte Prüfung aller Um-

stände und Anwendung eiserner Konsequenz wird es in der Folge möglich sein, das Dunkel zu erhellen, in das der Gegenstand, den wir zu behandeln unternommeu haben, seit mehreren Jahrhunderten eingehüllt geblieben ist.

# Von den Kragen[1])

## Ihr Ursprung, ihr Gebrauch, ihre Nachteile, ihre Vorzüge, ihr Gewebe, ihre Formen, ihre Moden

Die Ägypter, die Perser, die Griechen und fast alle anderen Völker des Altertums, die allerdings weder Kragen noch Krawatte kannten, trugen wenigstens Halsbänder, die man wohl mit Recht als die ersten Kragen und Krawatten ansehen kann.

Diese Halsbänder waren aus den kostbarsten Metallen gefertigt, innen mit weichen Stoffen gefüttert und dienten, wie unsere Kragen, als Schmuck für das Gesicht und als Stütze für das Kinn. Der allgemeine Gebrauch solcher Halsbänder bei den alten Völkern und der Kragen bei den modernen scheint also zu beweisen, dass der Mensch sich selbst überlassen, viel eher die Neigung hat, zur Erde, unserer allerletzten Heimat, sich zu wenden, als zum Himmel emporzustreben, was Buffon behauptet.

Nun, wie dem auch sei, den „Colliers“ folgten

1) Kragen. Art von Halsbinde (Krawatte) *ohne* hängende Enden. (Dictionnaire de l'Académie) Teil der Kleidung, die den Hals bedeckt. (Colli amictus Dictionnaire français — latein von Noël.)

Anmerkung des französischen Herausgebers.

die Kragen, und streng genommen sind Kragen ja auch nichts anderes als „Colliers“ aus Stoff; wie das Metall dürfen sie keine Falten haben und gehen nur einmal um den Hals. Man befestigt sie rückwärts am Nacken mit einer Schnalle oder einem Haken.

Im Anfang waren in Frankreich Kragen nur für den militärischen Anzug zulässig. Das war zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts. M. de Choiseul, Kriegsminister unter Ludwig XV., adjustierte nach dem hannoveranischen Frieden die Truppen zuerst statt mit Krawatten mit Kragen.

Die Kragen waren aus schwarzem Rosshaarstoff, ziemlich hart, von mässiger Höhe und waren nur dann unbequem, wenn sie zu fest zusammengezogen wurden. Dies geschah aber in vielen Regimentern, wo der Oberst oder sonst höhere Offiziere ihren Soldaten den Anschein von Gesundheit und Fülle geben wollten und sie deshalb nötigten, sich den Hals einzuzwängen, anstatt ihnen reichlichere Nahrung und eine bessere Behandlung zu gewähren, ihnen zu mühselige und zu langandauernde Übungen zu ersparen, mit einem Worte, anstatt sie wirklich in die Lage zu versetzen, ein gutgefärbtes, wohlgenährtes Aussehen zu erwerben.

Seit jener Zeit ist der Kragen ein unerlässlicher Bestandteil des militärischen Anzugs geblieben, und man verlegte sich darauf, allerlei Abwandlungen dieses Kleidungsstückes zu erfinden. Da

man sich aber nur von dem äusseren Anblick und der Uniformität leiten liess, gestaltete man ihn mehr und mehr schädlich. Wir haben ihn durch eine Einlage von dickem Karton in eine Art von Halseisen verwandelt gesehen, das nicht nur auf den Kehlkopf, sondern auch auf alle übrigen Teile des Halses einen so starken Druck ausübte, dass die Stimme erlosch, das Gesicht aufschwoll und sich violett färbte, die Augen aus den Höhlen traten. Dies gab den Leuten zwar einen wilden Gesichtsausdruck, erzeugte aber oft Schwindelanfälle und Ohnmachten, zumindest aber fast unstillbares Nasenbluten. Fast gab es kein längeres Manöver, ohne dass eine Zahl von Soldaten ärztlicher Hilfe bedürftig wurde, — und ihre einzige Krankheit war ein zu harter oder zu eng geschnürter Kragen.

Diese Art von Kragen — dieselbe für jeden Hals, einerlei ob er kurz oder lang, fett oder mager war, — machte den Träger völlig steif und fast unbeweglich, so dass er kaum imstande war, dem Kommando: „*Kopf rechts!*“ „*Kopf links!*“ zu folgen. Sie gestattete weder den Kopf zu heben noch ihn zu senken. Die Ränder dieser Kragen ruhten unten auf dem Schlüsselbein und stiessen oben auf die Kinnlade auf, wo sie eben so oft Abzesse als wundgeriebene Stellen erzeugten, wenigstens aber ein lästiges Jucken und Ermüdung aller mit ihm in Kontakt kommenden Körperteile.

Besonders aber auf dem Marsche und während

der Sommermanöver wurde die Unbequemlichkeit dieser steifen Pappkragen zu einer empfindlichen Unannehmlichkeit. Der Soldat verlor den Atem, in seinem Gesicht traten die Adern hervor, seine Augen hatten ein unnatürliches Feuer oder schienen blutunterlaufen. Oft war man darum hart und ungerecht genug, den Mann wegen Trunkenheit zu bestrafen, während der Unglückliche zumeist noch ganz nüchtern war.

In einer späteren Zeit begaben sich die hohen höfischen Offiziere einer nach dem andern nach Potsdam, um den Paraden beizuwohnen, die der König von Preussen täglich hielt. Und zwar weniger um die Kriegstaktik dieser Macht zu studieren als um zu lernen, wie man es fertig bringen könne, die französischen Soldaten, die in dieser Beziehung recht anders geartet sind als die preussischen, recht mit Stockhieben zu traktieren, ohne dass sie schreien. Von diesen Reisen brachten die Herren Obersten die Mode der *roten* Kragen mit, und es gab eine Zeit, wo in unserer ganzen Infanterie und bei einem Teil der Kavallerie keine anderen mehr getragen wurden. Man fand den Widerschein der Farbe auf den Gesichtern der Soldaten vorteilhaft, und es ist auch richtig, dass sie das trügerische gesunde Rot noch erhöhten, das schon durch den erstickenden Druck der Kragen hervorgerufen war. Denn steif durch die eingelegten Pappendeckel wie die der vorangegangenen

Zeit, mussten die neuen Kragen natürlich dieselben Nachteile haben wie die alten.

Kragen aus weissem Zwilch und anderen Stoffen, mit denen von der Zivilbevölkerung, die diese Mode gerne aufgenommen hätte, Versuche gemacht wurden, ebenso wie die aus schwarzem Felbel oder Tuch, die vorübergehend en vogue kamen, zeigten dieselben Mängel und unangenehmen Folgeerscheinungen, und so wurden auch sie rasch wieder aufgegeben.

Man versuchte nun wiederum, Kragen aus Rosshaarstoff anzufertigen, und begnügte sich, sie mit etwas dickem Leder zu füttern, das sie ausreichend glatt und elastisch machte; durch diese Eigenschaften wurden sie auch beim Militär beliebt und kamen in Gebrauch. Der obere Rand dieser Kragen war mit weissem Bande eingefasst, und zwar ebensosehr der Reinlichkeit wegen als um die rauhen Kanten zu vermeiden, die sonst die Haut wundgescheuert hätten, so dass ohne dieses Schutzmittel sie nicht zu ertragen gewesen wären, ausser wenn man den Kragenteil des Hemdes darüber gezogen hätte. Dies aber war dem Militär zu allen Zeiten verboten, weil es ja in der Tat kaum angeht, dass ein Grenadier der königlichen Garde einem Pierrot der Opera comique gleichsieht.

Seit einigen Jahren hat eine neue Mode, insbesondere unter den Zivilisten, sehr um sich gegriffen: es sind dies breite Kragen aus Samt, Maroquin oder aus irgendeinem anderen schwarzen

Stoff. Es scheint, dass wir diese Mode von den Russen übernommen haben, die kaum darauf gefasst waren, uns in Toilette- und Modefragen ihren Spuren folgen zu sehen. Die meisten dieser Kragen sind, wenn sie auch nicht auf Karton gearbeitet sind, doch nicht weniger steif als die anderen, und behindern (besonders solange sie neu sind) ebenso pünktlich jede Bewegung des Kopfes.

Die besten Kragen sind solche, die mit flachen, biegsamen, leichten, an beiden Enden schmal zulaufenden Fischbeinen hergestellt werden und ringsherum mit feinem, weissen Leder eingefasst sind, wodurch Hals und Kinn vor Kratzwunden geschützt bleiben, die leicht entstehen könnten, wenn das Fischbein beim Tragen Kragen und Krawatte durchwetzt. Diese Kragen, welche wir auf Blatt A, Figur 4 genauer beschrieben haben, sind bei allen Händlern erhältlich, welche in der diesem Werke beigefügten Liste angeführt erscheinen[1]).

1) Balzac macht hier Reklame, wie an vielen andern Stellen. Man war damals nicht so heikel auf die „weisse Weste" des Journalisten; während heute jeder Kritiker das Recht hat, einen Theaterdirektor zu ruinieren (oder wenigstens es zu versuchen), dafür aber keinen guten Schneider, keine geschmackvolle Modistin beim Namen nennen darf, ohne ein Inseratenagent genannt zu werden, hatte man zu Balzacs Zeit Einsicht und Sicherheit genug, um wirklich praktische Hinweise nicht nur zu dulden, sondern als einen Vorzug anzusehen. F.

## Über das Anlegen der *schwarzen* Krawatten und über den Gebrauch von Seidentüchern.

Jedermann weiss, dass wir die Seide einem fleissigen Insekt aus der Familie der Lepidopteren verdanken, dem man den Namen Seidenwurm gegeben hat, und der immer einen dünnen, weichen und zarten Faden ins Unendliche fortzieht und wickelt, so eine Art von Eierschale formt, in welcher er dann die Metamorphose aus dem Zustand der Raupe in den Zustand des Schmetterlings durchzumachen hat.

Da die Seide einer der ersten Stoffe war, die zur Anfertigung vieler unserer Kleidungsstücke diente, so konnte es nicht daran fehlen, dass man Betrachtungen über ihren Sinn und ihre Bedeutung anstellte und wir glauben, dass Betrachtungen dieser Art auch hier ihren Platz zu finden haben.

Die Römer kannten die Verwendung der Seidengewebe schon und jede einzelne Art hatte ihre besondere Bestimmung. Jene, deren vorzüglichster Zweck es war, den Hals warm zu halten, machte man meist ganz aus Seide. Augustus trug überhaupt keine anderen, und die römischen „*Fashionables*“, die wie ihr Meister und zweifellos, um sich ein besonderes Ansehen zu geben, die Kränklichen spielten, imitierten auch darin den Augustus. Die Weiber benutzten diese Gewebe nur zu ihrer Toilette (mundus muliebris) und sie nannten sie *byssina*

*sudaria*. Es ist sehr wahrscheinlich, dass der weite *sindon* oder *sedon* ungefähr dem entspricht, was heute jene grossen Schals sind, die die Engländerinnen mit Vorliebe tragen [1/2]).

Die kleinen Taschentücher aus Seide aber, die man tagtäglich gebrauchte, um sich zu schneuzen oder um sich den Schweiss von der Stirn zu wischen, sudaria bombycina, stellten schon den Gipfel des Luxus dar. Die Stadt Cos hatte sich durch diesen Handel und durch diese Industrie zu einer der reichsten emporgeschwungen.

Jener oder jene, die nicht reich genug waren, um dieser verschwenderischen Mode zu huldigen, nämlich um sich zu schneuzen, den Schweiss von der Stirne zu wischen, oder wenn man erkältet war, den Hals mit einem Seidentuche zu schützen, liessen sich von der Insel Amoryos die wundervollen Linnen kommen, die man damals amorgines nannte und die an Feinheit und Schönheit die aus Oelis und Pelusa übertrafen [3]).

In Frankreich war es erst im XIII. Jahrhundert, nur kurze Zeit vor der Regierung Franz I., dass der Gebrauch der Seide üblich wurde. Und da war es gerade dieser Fürst, der als erster ein Paar Seidenstrümpfe anzog, und zwar um die Hochzeit einer seiner Töchter zu feiern. Das war im Jahre 1514.

1) Lacepède.

2) Lazare Bouf (de re vestiaria).

3) Mouges. Trésor de l'antiquité.

Monnier

Nach und nach verbreitete sich nun in Europa der Gebrauch der Seide für die Kleidungsstücke der verschiedensten Art. Unter Ludwig XIII. war er schon ganz allgemein üblich. Unter Ludwig XIV. trug jedermann seidene Strümpfe und in der Zeit des Empire nahmen die Generäle gar keine anderen Strümpfe, um sie in ihre Soldatenstiefeln zu stecken, als solche von Seide.

Man darf in Ruhe und mit Gerechtigkeit sagen, dass erst am Ende des achtzehnten Jahrhunderts die seidene Krawatte jenen Ruhm sich zu erwerben begann, dessen Glanz dann in den ersten acht Jahren des neunzehnten Jahrhunderts nur noch stärker strahlte.

Marceau trug niemals eine andere Krawatte als eine breite levantiner Schleife, die er nachlässig um seinen Hals herumschlang und mit einem grossen dicken Knoten festhielt [1]).

Das war auch die Lieblingskrawatte Napoleons; bei Lodi, bei Marengo, bei Austerlitz, bei Wagram und an vielen andern Orten trug er so eine schwarze Krawatte, die ihm zweimal rund um den Hals ging, und die rückwärts mit einem kleinen Knoten geknüpft war. Aber bei Waterloo soll einer seiner Ordonnanz-Offiziere bemerkt haben, dass er gegen seine Gewohnheit an diesem Tage eine weisse Krawatte trug, die nur mit einer losen Schleife festge-

1) Seine Bilder zeigen, dass ihm diese Gewohnheit ein romantisches Aussehen gab.

halten war, während er am Tag zuvor noch seine gewohnte schwarze Krawatte angehabt hatte[1]).

In dieser Epoche kannte man das Tragen der gemusterten Foulards früher noch fast gar nicht, aber nach den politischen Ereignissen von 1815 streuten die Engländer diese Foulards sozusagen über den ganzen Kontinent aus, besonders aber über Paris und zwar in ganz ausserordentlichem Masse. Es waren natürlich solche, auf denen ihre angeblichen Siegestaten dargestellt waren, die sie uns auf diese Weise sozusagen immer unter die Nase halten wollten. Man sah auf den einen die Schlachten von Quessant oder von Trafalgar, auf den andern Begebenheiten, die sich auf den spanischen Feldzug Napoleons bezogen und auf die Schlacht von Waterloo. Wir, die wir es ja auch verstanden haben, gelegentlich einen Sieg zu erringen oder Foulards zu fabrizieren, wären wahrhaftig durch nichts verhindert gewesen, ihnen gleiches mit gleichem zu vergelten. Die Sujets hätten uns wahrhaftig nicht gefehlt. Aber es ist nicht Brauch bei uns, leichten Geweben, die meist nur zu elendem Gebrauche bestimmt sind, das Amt anzuvertrauen, unseren militärischen Ruhm in alle Ewigkeit zu verkünden. Bessere und haltbare und würdigere Monumente scheinen uns richtigere, edlere und ewige Gefässe unseres Ruhmes.

1) Bis zum heutigen Tage unveröffentlichte Anekdote! Anmerkung des Verfassers.

Die Foulards, die man für Krawatten benützt, sollen so weit als möglich einfarbig sein, wenigstens was die Grundtöne betrifft. Aber ein wirklich fashionabler Mensch kann sich das folgende, weil es eine grosse Wahrheit ist, nicht oft genug einprägen: Die seidene Krawatte — mit einziger Ausnahme der schwarzen — gilt und zwar allgemein und endgültig unter allen Arten von Krawatten als die legerste! Anständigerweise darf man einen Foulard als Krawatte, wie schön Farbe und Grösse auch sei, nur dann tragen, wenn man beabsichtigt, zu Hause zu bleiben. So ist also die Verwendung solcher Foulards höchstens am Morgen angängig, nur wenn man ins Bad geht oder vielleicht zu irgendeinem Sport, wie zum Beispiel zum Reiten, Fechten oder Schwimmen. Übrigens . . .

— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

# Sechzehnte und letzte Lektion

## Wichtige Ratschläge

Die erste Hilfe, die einem von Erstickungsanfällen, Ohnmächten oder nur von Unwohlsein erfassten Menschen geleistet werden muss, besteht darin, ihm die *Krawatte* zu lösen und sie ganz abzunehmen, wenn sein Zustand dies erforderlich macht.

* * *

Einen Mann von Ehre bei der Krawatte packen, heisst: ihm einen ebenso blutigen Schimpf antun, als ob man ihm eine Ohrfeige versetzen würde. Das heisst: es ist eine Beleidigung, die wie diese nur mit Blut abgewaschen werden kann [1]).

* * *

Es empfiehlt sich, den Knoten der Krawatte zu lösen, die Krawatte selbst zu lockern oder besser noch ganz abzulegen, ehe man seine Studien oder seine Lektüre aufnimmt, kurz, irgendwas beginnt, was entweder Konzentration des Geistes verlangt oder — sinnlich lustvolle Körperübung ist.

* * *

1) Meinung einiger Studenten sowohl cand. jur. als cand. med. Anmerkung des französischen Herausgebers.

Personen, die einen kurzen Hals und hohe Schultern haben, und ein rundes, volles, starkgefärbtes Gesicht, die viel an Kopfschmerzen, an heftigem Pulsieren der Adern an den Schläfen oder Flimmern der Augen leiden, häufigen Anfällen von Halsentzündungen unterworfen sind, und als Folge hiervon stark geschwollene Drüsen haben, — alle diese Personen müssen in der Wahl ihrer Krawatten besondere Vorsicht beobachten. Wenn sie zu dicke oder zu festgebundene tragen, setzen sie sich beständig der Gefahr eines Schlaganfalles aus oder zumindest der Wiederkehr des Leidens, von dem sie schon früher geplagt wurden. Es gibt kaum eine Migräne oder überhaupt eine Affektion des Kopfes, die wir nicht durch das Lösen der Krawatte einigermassen lindern könnten.

* * *

Wenn man sich daran gewöhnt hat, mit der Krawatte zu schlafen, muss man sich wohl hüten, sie zu stramm anzuziehen. Man errät leicht, warum. Asthmatische Leute und solche, die oft von Alpdrücken heimgesucht werden, müssen besonders lose Krawatten tragen. Ganz zu verbieten ist diese üble Gewohnheit allen, die an einem organischen Herzfehler oder an irgendeiner Zirkulationsstörung leiden. Alles in allem ist die Krawatte nur mit Vorsicht und ausschliesslich dann

zu tragen, wenn man gezwungen ist, sich „anzuziehen“[1]).

* * *

Schliesslich darf ein Mann, der viel auf Reisen ist und einigermassen auf sich hält, nicht verabsäumen, sich mit einer eigenen Schachtel zur regelrechten Aufbewahrung seiner Krawattenkollektion zu versehen.

Diese Schachtel muss entweder mit verschiedenen Fächern oder einem doppelten Boden ausgestattet sein und in folgenden Dimensionen gehalten: ein und einen halben Fuss Länge, sechs Daumen Breite und ein Fuss Tiefe.

Diese Schachtel soll enthalten:

1. Wenigstens ein Dutzend glattweisse Krawatten.
2. Ebensoviele weisse Krawatten mit Karos, Streifen oder Tupfen.
3. Ein Dutzend farbige und Phantasiekrawatten.
4. Ein Dutzend Foulardbinden und zwar ebensoviel einfarbige als gemusterte.
5. Mindestens drei Dutzend Leinenkragen.
6. Zwei Kragen mit Fischbeineinlagen.
7. Zwei schwarze Seidenkrawatten.
8. Ein kleines Bügeleisen, und

1) Ansicht des Doktor Percy, den Gebrauch der Krawatte bei gewissen Personen betreffend.

Anmerkung des französischen Herausgebers.

9. Als letzten Artikel: möglichst viele Exemplare dieses wichtigen Werkes: die man nicht unbedingt einbinden lassen muss, broschiert bleiben sie flacher [1]).

1) Ansicht des französischen Herausgebers.

# Schlussbetrachtungen

## Über die Wichtigkeit der Krawatte in der Gesellschaft

Ein Mann comme il faut tritt in einen glänzenden Kreis ein, in dem man sich etwas darauf einbildet, Geschmack und Geist zu besitzen (in bezug auf Toilette, wohlverstanden). Er grüsst, man grüsst ihn ... „Wie geht es Ihnen?“ ... etc. ... etc. ...

Die Artigkeiten, die er empfangen wird, werden stets von der Art abhängig sein, in der er seine Krawatte „verstanden“ hat, mehr noch als von der Art, in der er sich kleidet. Sie ist es, auf die man *zuerst* achtet.

Er hat eine Krawatte um, nur dreiviertel einfarbig, achtlos und ohne Bedacht geschlungen. So wird man nicht einmal bemerken, ob der Schnitt seines Anzuges an die — vorletzte Mode erinnert. Man wird alle andern Details übersehen und nur seiner Krawatte Aufmerksamkeit schenken. Der Empfang, den man ihm bereitet, wird recht kühl sein. Aber der Knoten seiner Krawatte sei fein erdacht und, wenn auch sein Rock nicht von Bardes, Thomassin oder Walker[1]) ist, man erhebt sich plötzlich re-

1) Berühmte Schneider der Residenz.
Anmerkung des Verfassers.